ERECKENHORSTER KREIS INFORMATIONEN

Nr. 141 März 2012

OPFER

Besänftigung Gottes oder Einsatz für das Leben?

Inhalt

Angelika Wilmes: Opfer ..... S. 3
Hans Werners: Chance und Schwierigkeit, Volk Gottes zu sein ..... S. 7
H.-Th. und N. Arntz: Umdeutung eines kirchlichen Aufbruchs ..... S. 17
Ulrich Lüke: Blicke in die Gegenwart der katholischen Kirche ..... S. 22
Ferdinand Kerstiens: Leserbrief ..... S. 30
»Wir sind Kirche«, AK-Gemeinde: Gemeindeentwicklung ..... S. 32
kathweb: Fachtagung Kirchenreform mit Joh. Pock ..... S. 35
Pfarrerinitiative weltweit ..... S. 37
Pfarrerinitiative: Protest für eine glaubwürdige Kirche ..... S. 39
Termin ..... S. 40
kathweb: Krise als Chance sehen ..... S. 41
Franz Nikolasch: Priesterlose Eucharistiefeiern ..... S. 43
Laieninitiative: 3x3 Leitlinien ..... S. 50
Klaus Nientiedt: Hoher Einsatz ..... S. 51
FK und Misereor: An die Spender und Mitglieder des FK ..... S. 52
Ludwig Wilmes: Finanzbericht ..... S. 55
Pandorga: Briefwechsel Erika Becker und Heide Kirst ..... S. 56
Hans-Ulrich Völger: Ein Haus für schwangere Jugendliche ..... S. 57
ORF-Landesstudio: Österreichische Bischöfe dialogbereit ..... S. 59

Opfer

Versuch der Ehrenrettung eines belasteten Begriffs

Opfer – dieser theologische Begriff ist durch seine Vieldeutigkeit belastet. Solche Vielschichtigkeit spiegelt zunächst einmal etwas Positives: Der Begriff hat sich entwickelt. Die Frage ist, ob wir, ob die Religionsgemeinschaften diese Entwicklung wirklich mitgegangen sind, ob wir den Opferbegriff fruchtbar gemacht haben.

Womit haben wir es zu tun?

Archaische Opfer

Die Gottheit – unberechenbare Macht

Der abhängige Mensch – fähig zum Verzicht

Der Mensch erfährt seine Abhängigkeit von unsichtbaren Mächten, die er freundlich stimmen muss durch Opfer. Durch Verzicht auf Lebensnotwendiges – so glaubt man – geschieht Versöhnung. Zugrunde liegt die Haltung des ädo ut des« - älch gebe, damit du (mir) gibst.«

Sakrale Opfer

Die Gottheit – regelnde Instanz für die Gemeinschaft

Der Mensch – als Gemeinschaft der Gottheit verpflichtet

Später werden Opfer ritualisiert. Die Priesterschaft – für Vollzug und Ritus der Opferhandlung zuständig – verwaltet und interpretiert die mit den Opfern verbundenen Riten und vermittelt den Willen der Gottheit. Es bahnt sich eine gewisse Vergeistigung des Opferbegriffes an. Bestimmte Haltungen und Einstellungen des Menschen vor der Gottheit werden eingeübt. Auch der Umgang der Menschen miteinander wird auf diese Weise durch göttlich sanktionierte Regeln geordnet.

Opfer im Alten Testament

Gott – auf der Seite der Menschen

Der Mensch – gerufen zur Mitmenschlichkeit

Vor allem die Propheten üben fundamentale Kritik am herkömmlichen Opferbetrieb. Drastische Worte findet der Prophet Amos:

»Ich hasse eure Feste und kann eure Feiern nicht ausstehen. Eure Brand- und Speiseopfer sind mir zuwider; das gemästete Vieh, das ihr für das Opfermahl schlachtet, kann ich nicht mehr sehen. Hört auf mit dem Geplärr eurer Lieder! Euer Harfengeklimper ist mir lästig! Sorgt lieber dafür, dass jeder zu seinem Recht kommt! Recht und Gerechtigkeit sollen das Land erfüllen wie ein Strom, der nie austrocknet.«

Nicht materielle Opfergaben sind es, die Gott gefallen, sondern Menschen, die seinen Willen tun, indem sie eintreten für Fremde, Arme, Witwen und Waisen. ein bedeutender Schritt zur neutestamentlichen Liebesethik ist hier schon vollzogen. Das Opfer erfährt eine völlig neue Interpretation als persönliche Hingabe zum Wohl des Nächsten – über die eigene Sippe hinaus.

Opfer im Neuen Testament

Der Gott des Lebens

Der Mensch – berufen zur »Fülle des Lebens« im Einsatz für andere

Jesus macht sich die prophetische Opferkritik zu eigen in der Zeichenhandlung der Tempelreinigung«. Durch diesen bewussten Akt zieht er die Feindschaft der Priesterschaft auf sich: Ein Mann aus der Provinz, ein Laie, verhindert den Kauf von Opfertieren und stört dadurch den geregelten Tempelbetrieb. Sein Leben ist damit verwirkt.

Jesus zeigt gerade hier auch seine Einstellung zum menschlichen Leben, die sich in dem rätselhaften Satz ausdrückt: »Wer sein Leben verliert, wird es gewinnen.« *(Mk 8, 35)*

Er ermutigt uns, alles was dieses Leben ausmacht, einzusetzen – zu opfern –, wenn Gottes Wille – Liebe und Gerechtigkeit – es erfordern. Versprochen wird uns hier und jetzt »Leben in Fülle«, reich an Beziehung und Begegnung, und das »ewige Leben« in der kommenden Welt. Jesus lebt diese Botschaft durch sein Eintreten für die Benachteiligten und besiegelt sie durch seinen Tod. Jesu Verständnis vom Opfer als persönlicher Hingabe hat Auswirkungen. Der Tempelkult ist überholt. Kultische Opfer und Riten haben für ihn ausgedient. Er hinterlässt als Vermächtnis ein einfaches Mahl.

Entwicklung des Opferbegriffs – mühsamer Weg zum Menschsein im besten Sinne

Diese Entwicklung des Opferbegriffs war ein langer Prozess, ein Vor und Zurück bis auf den heutigen Tag. Man sollte seine Etappen – auch die frü-

hen Stadien – nicht geringschätzen. Das Opfern von Jagdbeute, selbstgefertigten Werkzeugen, gesammelten Samen und Früchten hatte angesichts einer unberechenbaren Umwelt Einschränkungen zur Folge, die wir uns nicht ausmalen können. Auf allen Etappen dieses Weges tat der Mensch wichtige Schritte:

- zum freiwilligen Verzicht als Vorstufe der uneigennützigen Liebe und zu der Ahnung einer Instanz über ihm, die über die reine Lebensnotwendigkeit hinausweist,
- zu der Erkenntnis, als Gruppe in gemeinsamer Verantwortung und in der Befolgung ordnender Regeln vor der Gottheit zu stehe
- zu der Einsicht, dass allen Menschen Gerechtigkeit geschuldet ist, eben weil sie Menschen sind, nach dem Bild Gottes geschaffen,
- in dem Bemühen um eine Selbstlosigkeit, die das eigene Leben nicht schont, wenn dem Mitmenschen Unrecht geschieht.

Kurz: Der Wandel des Opferbegriffs präsentiert sich als mühsamer Weg zum Menschsein im besten Sinne. Und dieser Weg ist noch längst nicht zu Ende. Es verbietet sich daher überhebliche Verachtung gegenüber der Frömmigkeit unserer Vorfahren ebenso wie die Verbannung eines vermeintlich unmodernen Begriffes aus unserem religiösen Wortschatz.

Allerdings richtet es erheblichen Schaden an, wenn wir den Opferbegriff in seiner archaischen Sperrigkeit und Vieldeutigkeit unkritisch verwenden und uns nicht der Mühe unterziehen, ihn sprachlich und inhaltlich neu zu interpretieren. Dabei gilt es, den Maßstab Jesu anzulegen und Zerrformen beim Namen zu nennen. Eindeutig abzulehnen ist eine Opferbereitschaft, die den einzelnen klein und andere zu »Opfern« macht.

Fazit

Ohne das Verständnis und die Wertschätzung persönlicher Opferbereitschaft, die stellvertretende Opfergaben überflüssig macht, ist Religion, aber auch friedliches Zusammenleben nicht denkbar. Nur der durch Opferbereitschaft und Hingabe geprägte Glaube kann die unzähligen »Opfer« von Gewaltstrukturen, von Krieg und Ungerechtigkeit auf Dauer verringern helfen.

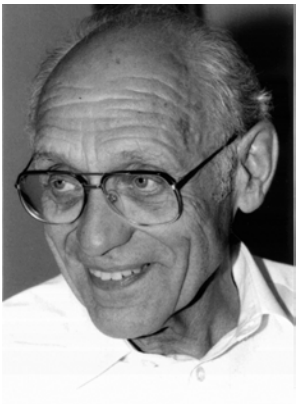
Der belasteten Rede vom Kreuzes- oder Messopfer liegt ein überholtes Gottesbild zugrunde. Ein aufrechnender Gott kann nur durch das – kultisch verstandene – stellvertretende Opfer des eigenen Sohnes gnädig gestimmt werden. In den letzten Jahren ist das vorkonziliare Verständnis der Messe als Opfermahl in Messtexten und Riten wieder in den Vorder-

grund gerückt worden. Unsere sonntägliche Feier der Eucharistie hat sich dadurch vom »Herrenmahl« in den Häusern – nicht in den Tempeln – der ersten Christen so weit entfernt, dass sich ihr Charakter als Mahl einer geschwisterlichen Gemeinde nicht ohne weiteres erschließt. Zum Schluss sei – dieser Entwicklung zum Trotz – eine Ehrenrettung des Opferbegriffs versucht:

Es ist keine Schande für Christen, das rechtverstandene Wort »Opfer« im Wortschatz zu führen. Es kann auch als Markenzeichen für einen Glauben verstanden werden, der jedem Menschen seinen Wert zuspricht, für den sich Einsatz und Hingabe lohnen. Es beschreibt eine Haltung, die eigenen Verlust, eigenes Leiden in Kauf nimmt, um fremdes Leiden zu lindern. Der Opfergedanke gehört zu einer Religion, deren wichtigster Glaubensinhalt die Solidarität Gottes mit den leidenden Menschen ist – sichtbar geworden in Jesus, der diese Solidarität gelebt und die bittere Konsequenz getragen hat.

A.W.

Vor 17 Jahren, am 24. Februar starb Hans Werbers. Das Buch, aus dem der folgende Artikel stammt, erschien im Jahr 1987, also vor 25 Jahren. Die Analyse von Hans Werners ist bis heute aktuell geblieben - leider.



Von der Chance und der Schwierigkeit, Volk Gottes zu sein

Hans Werners

Jedes Konzil hat in der Geschichte der Kirche einen bestimmten Platz und seine eigene Gestalt. Das war beim letzten Konzil nicht anders. Seine Besonderheit finden wir nicht so sehr in der nie dagewesenen Größenordnung als vielmehr in seinen Inhalten: Die Kirche hat sich selbst zum Gegenstand der Erörterung und des Fragens gemacht; das kann man an den wichtigsten Dokumenten erkennen. Im Unterschied zu anderen Konzilien nun wurden keine dogmatischen Entscheidungen formuliert. Darin mag auch einer der Gründe liegen, warum es zu einer so verschiedenartigen Auslegung der Texte dieses Konzils kam. So finden wir in der Kirche nach der ersten Euphorie über das Konzil nicht nur eine Ernüchterung, sondern auch eine Skepsis und Unsicherheit. Wenn auch die außerordentliche Bischofssynode in Rom im Dezember 1985 in ihrer Bilanz ein grundsätzliches Ja zum Konzil und dem nachkonziliaren Prozeß gesagt hat, was vor allem den Äußerungen der Bischöfe aus der Dritten Welt zuzuschreiben ist, so bleibt doch eine sehr unterschiedliche Bewertung bestehen. Vereinfacht ausgedrückt sagen die einen: Die Kirche hat in der nachkonziliaren Zeit ihre Identität durch überhöhte Anpassung verloren, man müsse das Altbewährte festhalten oder wiederherstellen. Andere sind im Gegenteil tief enttäuscht, daß die Verheißungen des Kon-

zils sich nicht erfüllt haben und daß den großen Worten nur ein ausgelaugter Sinn entspricht. Viele sind daher innerlich oder äußerlich aus der Kirche emigriert.

In dieser Überlegung soll gefragt werden, was die Kirche neu entdeckte, als sie sich mit dem Wort »Volk Gottes« bezeichnete, und welche Widerstände sich dagegen erhoben.

Die ekklesiologische Wende des 2. Vatikanums

Bei dem Wort »Volk Gottes« handelt es sich nicht um einen dogmatisch abgegrenzten Begriff im strengen Sinne es geht vielmehr, um eine biblische Kennzeichnung, die relativ offen bleibt für verschiedene Deutungen. Unter anderem sollte mit der vielfältigen Verwendung dieses Wortes ein Gegengewicht gegenüber einer betont institutionellen Sicht der Kirche geschaffen werden; diese lange geltende einseitige Blickrichtung wurde wesentlich durch eine gegenreformatorische Orientierung veranlaßt. Diese Sicht von Kirche wird treffend in einem Wort des damaligen Dogmatik-Professors Joseph Ratzinger beschrieben: »So ist es nicht verwunderlich, daß in der katholischen Theologie der Neuzeit Kirche weithin als eine Art von natürlichem Obrigkeitsstaat begriffen wurde mit dem Papst als absolutem Monarch an der Spitze; dazu kam dann die kirchliche Aristokratie der Bischöfe und ihrer Gehilfen, der Priester, und endlich, in rein passiver Funktion, das Untertanenvolk der Gläubigen.«

Mancher mag sich noch erinnern, mit welcher Bestürzung die Kurie und mit welcher Verwunderung viele Theologen die Ankündigung eines Konzils durch Johannes XXIII. aufnahmen. Nach dem Ersten Vatikanum konnten doch alle Probleme durch den Papst und seine Kurie angegangen und entschieden werden. Die Menge päpstlicher Schreiben und Erklärungen belegen diese Tendenz. Der Konzilsgedanke, und damit eine entscheidende Ausdrucksform der Kirche, schien davon ganz aufgesogen zu sein. Das Erste Vatikanum begünstigt ein Kirchenmodell, das der Bochumer Fundamentaltheologe Hermann Joseph Pottmeyer das christomonistische Modell nennt. Dieses zeigt eine Vorordnung der Gesamtkirche vor der Ortskirche, der Amtsträger vor der Gemeinde, der monarchischen vor der kollegialen Amtsstruktur, des Amts vor den Charismen, der Einheit vor der Vielfalt. Hier setzt das Zweite Vatikanum mit einer Ergänzung, ja mit einer Korrektur an.

Die Grundaussagen eines mehr neutestamentlich entwickelten Kirchenbildes finden wir vor allem in der dogmatischen Konstitution »Lumen gen-

tium«. Da wird deutlich eine Priorität der Kirche als Gemeinschaft vor dem Amt ausgesprochen. Wie wenig das selbstverständlich war, mag an einem uns heute peripher erscheinenden Konzilsvorgang deutlich werden. Es ging um die Reihenfolge der einzelnen Kapitel. Daß im ersten Kapitel der Kirchenkonstitution von der Kirche als »Mysterium« gesprochen wurde, war offensichtlich nicht strittig. Als zweites schien das Kapitel »der hierarchische Aufbau« vorgesehen zu sein, während erst das dritte Kapitel das »Volk Gottes« behandeln sollte; nun steht es im Text genau umgekehrt. Das Amt soll vom Gesamt her verstanden werden und nicht umgekehrt. Im Bewußtsein der meisten Gläubigen scheint das freilich noch anders auszusehen. Wenn von Kirche gesprochen wird, denken unwillkürlich die meisten an das Amt. Weiter spricht das zweite Kapitel mit dem Verweis auf den 1. Petrusbrief 2, 4-10 vom Priestertum aller Gläubigen; wenn auch das hierarchische Priestertum nicht nur dem »Grad«, sondern dem »Wesen« nach unterschieden wird, so bleibt es doch die Grundlage des besonderen Priestertums. Auch das prophetische Amt Christi wird dem ganzen geheiligten Gottesvolk zugesprochen; daraus wird gefolgert, daß »die Gesamtheit der Gläubigen, welche die Salbung von dem Heiligen [Geist,Red.] haben«, im Glauben nicht irren kann. Es wird weiter vom »übernatürlichen Glaubenssinn des ganzen Volkes« gesprochen, das den Glauben nicht nur empfangen hat zum Hören und zur gehorsamen Gefolgschaft, sondern ebenso zum eigenständigen, verantwortlichen Sprechen und Bezeugen. Überaus wichtig bleibt die Bemerkung, daß der Heilige Geist an Gläubige »jeglichen Standes« besondere Gaben verteilt, welche die Heilige Schrift Charismen nennt. Sie erscheinen nicht als Gabe und Beauftragung durch das Amt, sondern entstammen unmittelbar dem Geist Gottes. Paulus sieht bei aller Autorität seine Aufgabe nur darin, die Kriterien anzugeben, wie die Echtheit eines Charismas entdeckt werden könne und wie sie einander zugeordnet bleiben müssen, damit die Einheit der Gemeinde nicht verletzt wird. Über Jahrhunderte war diese biblische Wahrheit in unserer Kirche wie verschwunden.

Im dritten Kapitel von »Lumen gentium« wird die Kollegialität der Bischöfe behandelt. Sie bedeutet unter anderem eine Eigenständigkeit der Teilkirchen gegenüber dem Gesamten: Der Bischof gilt demnach nicht wie ein Angestellter des Papstes; und die einzelne Diözese, ja die einzelne Gemeinde, darf nicht wie eine Art Verwaltungsbezirk der einen großen Kirche gesehen werden, sondern wie ihre Darstellung und Realisierung am konkreten Ort.

Das neue Subjektsein der Kirche

Diese Aussagen bilden Elemente einer Ekklesiologie, die man auch pneumatologisch nennt und die vom Gedanken der Communio geprägt ist. Sie steht in Spannung zu einem Kirchenverständnis, das eben als »christomonistisch« bezeichnet wurde. Dieses geht aus von einer einseitigen Betonung der Hierarchie und sieht diese bereits beim vorösterlichen Jesus voll grundgelegt. Im Amt wird die besondere Präsenz Christi gesehen. Für den Papst wird die Bezeichnung »vicarius Christi« meines Wissens im Kirchenrecht erstmalig verwandt. Die von der Pneumatologie getragene Vorstellung von Kirche dagegen geht von dem gegenwärtigen exegetischen Befund aus, daß der geschichtliche Jesus in dieser Weise die Kirche nicht begründet hat, obschon es Handlungen und Zeichen gibt, die darauf verweisen. Dem entspricht auch ein bemerkenswerter Satz in der Kirchenkonstitution: »Christus hat, von der Erde erhöht, alle an sich gezogen. Auferstanden von den Toten, hat er seinen lebendigmachenden Geist in die Jünger hineingesandt und durch ihn seinen Leib, die Kirche, zum allumfassenden Heilssakrament gemacht. Zur Rechten des Vaters sitzend, wirkt er beständig in der Welt ...« Damit wird deutlich, daß der erhöhte Christus in seinem Geist die Kirche ständig begründet: Der Geist bewirkt es, daß Christus zu den »vielen« wird; er fügt die Kirche zu einer Communio zusammen, indem er alle an der Geistbewegung teilnehmen läßt. Dadurch wird die Gesamtheit der Kirche Subjekt ihres Wirkens; alle werden in ihr zu Hörenden und alle zu Sprechenden; alle werden verantwortlich für diese Kirche, wenn auch in je verschiedener Form und Kompetenz. Dieses Kirchenbild enthält Momente der ostkirchlichen Theologie, die ganz von dem Gedanken der Communio geprägt wird. Wichtige Anliegen auch der Reformation, der es um das im Neuen Testament entwickelte Kirchenbild ging, wurden aufgenommen. Anstöße zu diesem Verstehen von Kirche gab es auch bei uns schon lange vor dem konziliaren Vorgang, besonders in der liturgischen Bewegung, in den theologischen Gedanken von Romano Guardini, in dem Mühen um ein neues Verständnis der Bibel und nicht wenig auch in den behutsamen Schritten der Ökumene. Das Konzil hat solche Erfahrungen und Überzeugungen aufgefangen und in allgemeine kirchliche Geltung erhoben; sie konnten wohl lange Zeit verdeckt und verdrängt, aber nicht ausgelöscht werden.

Diese Ekklesiologie wirkte sich in den verschiedenen Synoden aus. In Europa hielten Bistümer einzelner Länder solche regionalen Kirchenver-

sammlungen ab, bei uns in Würzburg von 1971 bis 1975. Sie wollten sich aus dem Geist des Konzils verstehen und es angesichts unserer kirchlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse aktualisieren. Begreiflicherweise hatten diese ersten Versuche erhebliche Mängel und Schwächen in der Verfassung, im Ablauf und in den Ergebnissen an sich, aber der synodale Prozeß war sehr bemerkenswert; denn hier trafen sich Bischöfe mit ihrer Autorität, Theologen mit ihrer Kompetenz und Gläubige mit ihren Erfahrungen aus verschiedenen Gruppen, Männer und Frauen, in einer gemeinsamen kirchlichen Versammlung. Die Beschlüsse sind in einem langen Ringen entstanden und Ergebnisse gemeinsamen Denkens und verantwortlicher Kompromisse: Eine ganz andere Art, als wir sie sonst in den vielen amtlichen Schreiben von Rom oder in bischöflichen Worten zu hören bekommen; sie weisen eine andere Struktur des Bezeugens und Sprechens auf. Dabei blieb die Zuständigkeit der Bischöfe gewahrt, da sie zum Beispiel mit ihrem Veto jeden Beschluß verhindern konnten. Zehn Jahre nach der Beendigung dieser Synode halten die meisten früheren Teilnehmer freilich es nicht für opportun, jetzt eine neue einzuberufen, da das Klima gegenwärtig weder bei der Hierarchie noch bei einem großen Teil des Glaubensvolkes günstig erscheint. Es bleibt im Augenblick abzuwarten, welche Fruchtbarkeit die einzelnen angesetzten Diözesansynoden entfalten werden.

Ambivalenzen und Gegenbewegungen

Damit dürfte genügend angedeutet sein, daß man mit Recht von einer gewissen Dialektik im Kirchenbild des Konzils sprechen darf. Der Communiogedanke wurde von einer Konzilsminderheit damals nur widerstrebend angenommen; sie fürchtete, die Entscheidungen über die Hierarchie in der Kirche, wie sie besonders im Ersten Vatikanum entwickelt waren, könnten verdeckt werden. Darum drängte man darauf, daß auch formal die Entscheidungen dieses Konzils in die Dokumente eingearbeitet wurden. Das geschah einschneidend im 3. Kapitel von »Lumen gentium«. Hier wird die Vollmacht des Papstes fast noch schärfer als damals betont, besonders durch die sogenannten vier »notae«, unter denen dieses Kapitel über die Kollegialität der Bischöfe zu lesen sei. Wenn wir die gegenwärtige Auseinandersetzung um die Ekklesiologie verfolgen, sehen wir, daß sich sowohl die Beharrenden wie die Vertreter einer mehr pneumatologischen Kirchensicht auf Texte des Konzils berufen. So sprechen manche Theologen von einer gewissen Ambivalenz der Ekklesiologie im Zweiten Vatikanum, die sich in der nachkonziliaren Zeit erheblich

auswirkt. Kardinal Suenens, einer der bekanntesten Konzilsväter, äußerte sich einmal etwa so, daß die Vermittlung von Erstem und Zweitem Vatikanum noch nicht abgeschlossen sei. Man spricht nicht ohne Grund von einem Konzil des Übergangs: »Die Grenze des Konzils liegt darin, daß es ihm nicht gelungen ist und wohl auch nicht gelingen konnte, das Nebeneinander in eine neue Synthese zu binden.«

An einigen Beispielen soll aufgezeigt werden, wie jene Vorstellung, die im Konzil eindeutig von einer Minderheit vertreten wurde, im kirchlichen Leben sich doch durchsetzen konnte. Das neue Kirchenrecht, das die Absicht hat, Konzilsentscheidungen ins Recht zu übersetzen, geht zum Beispiel oft einseitig mit diesen Texten um. Gewiß werden viele Konzilsworte genannt; die Entscheidungen über die Kollegialität, über das Verhältnis zu den nichtkatholischen Kirchen und Aussagen über die Stellung des Laien werden wohl verarbeitet. Aber man muß auch deutlich sagen, daß der Communiogedanke kaum einen Niederschlag gefunden hat. Manche Theologen sind nicht ohne Grund der Meinung, daß im Kirchenrecht die Bedeutung des Konzils gegenüber dem Primat gemindert wurde. Diese vorherrschende Kirchensicht zeigt sich zum Beispiel deutlich bei der Praxis gegenwärtiger Bischofsernennungen durch den Apostolischen Stuhl. Die Rechte der Mitbestimmung sind immer schmaler geworden. Bischofsernennungen wie in Holland, in manchen Ländern Lateinamerikas und zuletzt aufsehenerregend in Österreich, bekunden, daß man ohne Beteiligung von Priestern und anderen Gläubigen oder gar gegen kirchliche Gremien bestimmen will. Da kommt der Zentralismus wieder voll zum Zug, den es in früheren Jahrhunderten so nicht gab. Daß die Gemeinden und ihre Gläubigen nach den biblischen Aussagen und manchen Konzils entscheidungen immer mehr Subjekt ihres christlichen Handelns werden sollen, findet im neuen Recht kaum Berücksichtigung. Im Grund bleibt es bei einem gewissen Dualismus zwischen Klerus und Laien, der in dieser Form theologisch nicht begründet ist. Alle Leitungsgewalt liegt beim Amt; die Kompetenz des gläubigen Laien bleibt eingeschränkt auf »Mitarbeit« unter der Leitung des Klerus und auf Gestaltung der weltlichen Bereiche, wobei er gebunden wird, die Weisung des Lehr- und Hirtenamtes zu befolgen. Die als synodal zu verstehenden Gremien auf der Diözesanebene, zum Beispiel der Priesterrat wie der Diözesanpastoralrat, stehen im Gefüge bisheriger kirchlicher Verfassung und haben kaum eine verantwortliche Bedeutung entwickeln können. Aber auch in weiten Schichten des Kirchenvolkes, gerade auch bei den Nichtpraktizierenden, hält man

noch wenig davon, Subjekt kirchlichen Handelns zu werden. Man setzt mehr auf eine Betreuungskirche; denn Verantwortung zu übernehmen und Träger kirchlichen Lebens nach innen und außen zu werden, bedeutet eine Herausforderung und eine Anstrengung, die einen Bewußtseinswandel verlangt. Das erscheint in einer verwalteten Welt mit einer breiten Konsumeinstellung nicht erstrebenswert.

Basisgemeinden als Hoffnungsträger

Trotz dieser nüchternen Bestandsaufnahme gibt es sichtbare Zeichen für eine Kirche der neutestamentlichen Communio. Wir erleben im Augenblick einen Prozeß, daß die Kirche aus ihrem bisherigen Zentrum in Europa zunehmend und nicht ohne Widerstand in Länder der Dritten Welt wandert. Hier können wir beobachten, daß das Konzil oft eine überraschende und ermutigende Rezeption erfahren hat. Wir wollen nicht der Gefahr erliegen, daß wir bei uns nur Abbau und zunehmende Entkirchlichung beklagen und als Ersatz dafür die Hoffnung in der Ferne suchen. Aber der tiefe Zusammenhang der einzelnen Ortskirchen in der ganzen Welt, der durch Information und Verkehr technisch möglich wird, läßt uns durch vielfache Beziehungen an diesem Vorgang teilhaben. Wie sehr hier auch Bischöfe das neu entdeckte Kirchenbild vertreten und in Praxis umsetzen, soll an einem Text des bekannten Kardinals Aloisio Lorscheider, Erzbischof von Fortaleza in Brasilien aufgezeigt werden; er schreibt darin zunächst von dem Wandel im Verständnis seines Amtes: »Ich war mehr der überlegene Lehrer und der Leiter des Kultes als jemand, der in der Realität, so wie sie vom Volk erfahren wird, das Evangelium verkündet ... Allmählich wurde mir klar, daß ich in Zukunft meinen Dienst als Bischof anders versehen würde ... Ich will (auch) nicht mehr Meister sein, denn nur einer ist der Meister. Ich will vielmehr ein Schüler des Meisters sein, Jesus und seinem Geist zuhören und mit der Gemeinde sorgfältig wahrzunehmen versuchen, was Jesus und sein Geist der Kirche zu sagen haben.« Lorscheider spricht weiter davon, daß ihm der Glaubenssinn des Volkes eine Wirklichkeit sei, die man mit Händen greifen könne, und daß er das Problem der Berufung in der Kirche anders sähe als bis jetzt: Er will sich mühen, kleine lebendige kirchliche Gemeinschaften zu errichten; das sei wichtiger, als viele Menschen in die Priestersemiare zu schicken. Denn aus den kleinen kirchlichen Gemeinschaften gingen dann von selbst die verschiedenen Dienste und Ämter hervor, die das Volk Gottes brauche. Wer einmal erfahren hat, wie sich das Leben in Basisgemeinden vieler Länder der Dritten Welt abspielt, sieht, daß sich hier eine

Vision des Konzils Schritt für Schritt zu verwirklichen beginnt.

Bei uns können wir spüren, daß die durch das Konzil gegebene Bedeutung der Ortskirche Früchte trägt. Zunächst erscheint die Ortskirche in der Bischofskirche verwirklicht; aber die Würzburger Synode kann mit guten biblischen Gründen einen Schritt weitergehen, indem sie die Kirche schon in der einzelnen konkreten Gemeinde, sei sie eine territoriale oder personale, aktualisiert sieht. Früher sprach man wenig von der Gemeinde; das Wort schien zu protestantisch zu sein. Man redete mehr von der Pfarrei. In unseren Gemeinden nun wird die Krise unseres gegenwärtig kirchlichen Lebens eindringlich erfahren. In ihnen und ihren Familien spüren wir die so schnell um sich greifende Säkularisierung aller Lebensbereiche. Gewiß finden wir in jeweils verschiedener Form noch volkskirchliche Elemente, die nach wie vor eine Bedeutung für die Identität der Gläubigen besitzen. In den mehr städtisch bestimmten Gemeinden müssen wir feststellen, daß viele Menschen die Gemeinde mit ihren Diensten im Sinne heutigen Denkens unter dem Zeichen von Angebot und Nachfrage sehen; sie erscheint vielen geeignet wegen ihrer sozialen Brauchbarkeit und zur religiösen Überhöhung menschlicher Lebensvorgänge: »Wir dürfen die Augen nicht davor verschließen, daß allzuviele zwar noch einen rein feierlichen, aber immer weniger einen ernsten, lebensprägenden Gebrauch von den Geheimnissen unserer Kirche machen.« Aber in dieser Krisensituation entsteht auch eine neue Chance für die Lebendigkeit und Wirksamkeit einer Gemeinde, vor allem wenn sie sich darauf eingestellt hat, daß sie in Zukunft nicht mehr eine Erfassungsgemeinde sein wird. Sie kann sich als eine soziale Form erweisen, die den Raum von Familie überschreitet, aber sich doch nicht verliert in der Dimension der Großkirche. Ihre Lage am Schnittpunkt von privater und öffentlicher Sphäre macht sie zum bevorzugten Ort des christlichen Glaubens und der Erfahrung von lebendiger Kirche. Gewiß kann ein Pfarrer klerikaler Prägung sogar mit Rückendeckung des Kirchenrechtes alle Bewegung abblocken. Wenn er und die anderen amtlichen Träger der Pastoral aber davon überzeugt sind, daß der Heilige Geist in der Gemeinde präsent ist und keine Gemeinde ohne die notwendigen Gaben läßt, dann gibt es neue Glaubenserfahrungen; wir entdecken die Bereitschaft zum Glaubenszeugnis, zum katechetischen Wirken, zur Gestaltung von Gottesdiensten. Eine Gemeinde kann zum Ort werden, wo Gebet und Sakrament ihre Bedeutung bekommen für gesellschaftliche Wachheit. Hier kann sich ein Pluralismus entwickeln, der einer heutigen nachkonziliaren

Kirche angemessen ist. Durch den konziliaren Prozeß bestärkt, haben unsere Gemeinden einen größeren Freiraum als je zuvor und könnten ihn vielfältig nutzen. Es gibt ansprechende Beispiele dafür.

Die Hoffnung der aufbrechenden Kirche in Lateinamerika liegt in den Basisgemeinden. Auch das Schlußdokument der außerordentlichen Bischofssynode 1985 nennt sie ganz ausdrücklich. Wir können gewiß die Basisgemeinschaften, wie sie sich in überraschend großer Zahl dort und in anderer Form in Afrika entwickelt haben, nicht ohne weiteres als Modell für uns sehen. Dafür leben wir in einer anderen geschichtlichen Tradition und stehen unter anderen Bedingungen, zum Beispiel nicht unter der herausfordernden Verelendung.

In den Dienst genommen für alle

Bei uns sind Basisgemeinschaften oder basisgemeindliche Ansätze im Sinne einer Communio-Vorstellung meiner Meinung nach nicht auszumachen in traditionell geprägten Gruppierungen, die im Grunde ein klerikales Betreuungsmodell fortsetzen; ich sehe sie auch nicht so sehr in den neu entstandenen charismatischen Gruppen, die gewiß Bedeutung haben für den einzelnen wie für ein Gemeindeleben, aber sich doch zumeist nicht voll den gesellschaftlichen Herausforderungen stellen. Wir können solche Basisgemeinschaften am ehesten wohl in ökumenisch offenen Bibel- und Gesprächskreisen finden; zuweilen auch in Gruppen, die Anregung aus alternativen Herausforderungen nehmen, wie der Friedensfrage oder den ökologischen Problemen, falls sie ihre Alternativorientierung nicht in erster Linie aus den gesellschaftlichen Bewegungen, sondern aus der biblischen Inspiration beziehen. Mir scheinen besonders jene Kreise wichtig zu sein, die sich mit der Dritten Welt im Geist einer echten Solidarität verbunden wissen. Auch einige Neuansätze in unseren Verbän-

den weisen in die Richtung. Wenn die Zahl solcher Basisgemeinschaften auch noch unbedeutend erscheint, zeigen sie doch eine Verheißung in unserer »winterlich« gewordenen Kirche.

Damit wollte ich andeuten, was die Kirche in ihrer konziliaren Selbstbezeichnung »Sacramentum mundi« ausgedrückt hat: Heilszeichen zu sein für alle, die Gläubigen wie die Nichtgläubigen und die Nichtmehrgläubigen. Kirche in solchem Verständnis ist bereit, den zunehmenden Verlust einer volkskirchlichen Prägung und das Abrücken von einer Erfassungskirche zu verkraften, ohne das zu verherrlichen. Sie trägt die Bereitschaft, welche die Pastoralkonstitution anmahnt: auf wohlerworbene Rechte zu verzichten, wenn dadurch die Lauterkeit des Zeugnisses in Frage gestellt wird.

Sie weiß sich betend und handelnd in den Dienst genommen für alle. An ihr sollen Menschen Hoffnung lernen, besonders jene, die in der Gesellschaft nichts gelten. Sie wird von der Überzeugung getragen, daß sie in der Botschaft Jesu und dem Zeugnis seiner Auferstehung etwas unvergleichlich Kostbares zu sagen hat, auch als eine Kraft, die tief in unsere Gesellschaft hineinwirkt. Etwas davon spricht Bischof Wanke in einem Pastoralbrief aus, in Abwandlung des bekannten Wortes aus dem Christushymnus des Philipperbriefes 2,4 ff: »Die Kirche entäußerte sich und wurde wie ein Diener. Sie erniedrigte sich und war gehorsam bis zur Selbstaufgabe.«

Heute hat man den Eindruck, die offizielle Kirche vertritt gerade den Gott, den Jesus nicht predigte. Sein Eintreten gegen ein Gottesbild, das Gebote, Verbote, Riten und Dogmen höher bewertet als den Menschen, hat ihn damals ans Kreuz gebracht.

Die Rede vom Opfertod im Sinne der alttestamentlichen Opfer bringt die konsequente Hingabe Jesu an seine Botschaft, in der er unser Vorbild ist, in die Nähe der archaischen Opferhandlungen zur Versöhnung der gekränkten Gottheit.

Umdeutung eines kirchlichen Aufbruchs?

Weitere Runde im Streit um das Erbe des Konzils!

Heinz-Theo und Norbert Arntz

Ein »Jahr des Glaubens« hat Papst Benedikt XVI. mit dem Motu proprio »Porta fidei« ausgerufen. Es soll am 11. Oktober 2012, dem 50. Jahrestag der Eröffnung des II. Vatikanischen Konzils, beginnen

Die vatikanische Glaubenskongregation hat am 6. Januar 2012 durch eine »Note mit pastoralen Hinweisen« das Jahr des Glaubens intentional und inhaltlich näher umrissen.

Liest man die beiden vatikanischen Veröffentlichungen genau, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass hier ein weiteres Mal der Aufbruch umgedeutet werden soll, den das II. Vatikanische Konzil auf der Ebene der Weltkirche einleiten wollte.

Entscheidend für diesen Eindruck ist die Tatsache, dass die Erinnerung an den 50. Jahrestag der Eröffnung des Zweiten Vatikanischen Konzils eng gekoppelt wird an den 20. Jahrestag der Veröffentlichung des Römischen Weltkatechismus. In den praktischen Hinweisen zur Durchführung des »Jahres des Glaubens« wird dem Weltkatechismus eine deutlich profiliertere Stellung eingeräumt als einer erneuten Lektüre der Konzilsdokumente. Der Katechismus wird als eine »authentische Frucht des II. Vatikanums« vorgestellt. Außer Betracht bleibt bei dieser Interpretation, dass der »Römische Weltkatechismus« die Aussagen des Vatikanum II monologisch auf das Selbstverständnis der katholischen Kirche engführt. Das II. Vatikanum hatte in seinen Dokumenten darüber hinaus ein Dialogangebot an unterschiedliche Gesprächspartner formuliert.

Der Eindruck einer Umdeutung verstärkt sich noch, wenn man bedenkt, dass in beiden Dokumenten »das rechte Verständnis des II. Vatikanischen Konzils« reklamiert und der Katechismus als entscheidendes Hilfsmittel »zu dessen Annahme« dargestellt wird. Schon in seiner Rede an das Kardinalskollegium vom 22. Dezember 2005 hatte Papst Benedikt diese Interpretationslinie vorgegeben. Er gibt darin seine Absicht zu erkennen, die Intentionen des Vatikanum II in seinem Sinne zu kanalisieren.

Die Argumentation des Papstes »ähnelt jener, die der Professor Ratzinger im Epilog seiner »Theologische(n) Prinzipienlehre« (Donauwörth in 2. Auflage 2005) schriftlich niedergelegt hat. Dort finden sich zwei Beiträge, in denen Ratzinger eine »Bilanz der Nachkonzilszeit« nach 10 Jahren und

eine Bewertung der »Rezeption des II. Vatikanischen Konzils«, bezogen auf die Pastoralkonstitution »Gaudium et spes«, vornimmt – *(im Folgenden als Epilog zitiert)*. Was in der Ansprache des Papstes vom 22. Dezember 2005 vieldeutig umschrieben wird, gewinnt konkretes Profil, wenn man es auf dem Hintergrund des Epilogs liest, den der Professor Ratzinger formuliert.

Die »Hermeneutik der Diskontinuität« beschreibt Benedikt XVI. in der Ansprache vom 22. Dezember 2005 mit folgenden Worten:

> *»Die Hermeneutik der Diskontinuität birgt das Risiko eines Bruches zwischen vorkonziliarer und nachkonziliarer Kirche in sich. Ihre Vertreter behaupten, dass die Konzilstexte als solche noch nicht wirklich den Konzilsgeist ausdrückten. Sie seien das Ergebnis von Kompromissen, die geschlossen wurden, um Einmütigkeit herzustellen, wobei viele alte und inzwischen nutzlos gewordene Dinge mitgeschleppt und wieder bestätigt werden mussten. Nicht in diesen Kompromissen komme jedoch der wahre Geist des Konzils zum Vorschein, sondern im Elan auf das Neue hin, das den Texten zugrunde liege: nur in diesem Elan liege der wahre Konzilsgeist, und hier müsse man ansetzen und dementsprechend fortfahren. Eben weil die Texte den wahren Konzilsgeist und seine Neuartigkeit nur unvollkommen zum Ausdruck brächten, sei es notwendig, mutig über die Texte hinauszugehen und dem Neuen Raum zu verschaffen, das die tiefere, wenn auch noch nicht scharf umrissene Absicht des Konzils zum Ausdruck bringe. Mit einem Wort, man solle nicht den Konzilstexten, sondern ihrem Geist folgen.«*

Ein inhaltlich gleicher Abschnitt lautet im Epilog des Professors Ratzinger:

> *»Eine Auslegung des Konzils, die dessen dogmatische Texte nur als Präludien eines noch unfertigen Konzilsgeistes versteht, das Ganze lediglich als*

Weg zu »Gaudium et spes« ansieht und diesen Text nur als Auftakt einer geradlinigen Fortführung zu immer weiterer Verschmelzung mit dem betrachtet, was sich Fortschritt nennt – eine solche Auslegung steht nicht nur im Widerspruch zu dem, was die Konzilsväter selbst wollten und meinten, sie wird durch den Gang der Ereignisse ad absurdum geführt. Wo der Geist des Konzils gegen sein Wort gewendet und lediglich vage aus der auf die Pastoralkonstitution zulaufenden Entwicklung destilliert wird, gerät dieser Geist zum Gespenst und führt ins Sinnlose.« (a.a.O. S. 408)

Diese Darstellung wirkt wie eine Karikatur des konziliaren Willensbildungsprozesses von den ersten Vorlagen bis zu den letzten Beschlusstexten. Darüberhinaus vernachlässigt sie den paulinischen Einspruch »der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig« *(2 Kor 3,6b)*. Und schließlich werden auch die Vertreter einer solchen Einschätzung nicht konkret benannt.

Zur »Hermeneutik der Reform« greift Benedikt zwei Reden der Konzilspäpste auf: Er zitiert einige Sätze aus der Eröffnungsrede Johannes XXIII. vom 11. Oktober 1962, in denen er die »Hermeneutik der Reform« unmissverständlich ausgedrückt sieht und verweist auf die Abschlussrede Pauls VI. vom 7.12.1965, die er aber nicht näher zitiert.

Zusammenfassend kennzeichnet er die Reform, die das Vatikanum II vollzog, wie folgt:

»Das Konzil musste das Verhältnis von Kirche und Moderne neu bestimmen... Man könnte sagen, dass sich drei Fragenkreise gebildet hatten, die jetzt, zur Zeit des Zweiten Vaticanums, auf eine Antwort warteten. Vor allem war es notwendig, das Verhältnis von Glauben und modernen Wissenschaften neu zu bestimmen; das galt übrigens nicht nur für die Naturwissenschaften, sondern auch für die Geschichtswissenschaft ... Zweitens musste das Verhältnis von Kirche und modernem Staat neu bestimmt werden, einem Staat, der Bürgern verschiedener Religionen und Ideologien Platz bot, sich gegenüber diesen Religionen unparteiisch verhielt und einfach nur die Verantwortung übernahm für ein geordnetes und tolerantes Zusammenleben der Bürger und für ihre Freiheit, die eigene Religion auszuüben. Damit war drittens ganz allgemein das Problem der religiösen Toleranz verbunden – und das verlangte eine Neubestimmung des Verhältnisses von christlichem Glauben und Weltreligionen. Angesichts der jüngsten Verbrechen, die unter der nationalsozialistischen Herrschaft geschehen waren, und überhaupt im Rückblick auf eine lange und schwierige Geschichte musste besonders das Verhältnis der Kirche zum Glauben Israels neu bewertet und bestimmt werden. [...] Es ist klar, dass in all diesen Bereichen, die in ihrer Gesamtheit ein und dasselbe Problem darstellen, eine Art Diskontinuität entstehen konnte und dass in ge-

wissem Sinne tatsächlich eine Diskontinuität aufgetreten war. Trotzdem stellte sich jedoch heraus, dass, nachdem man zwischen verschiedenen konkreten historischen Situationen und ihren Ansprüchen unterschieden hatte, in den Grundsätzen die Kontinuität nicht aufgegeben worden war – eine Tatsache, die auf den ersten Blick leicht übersehen wird. Genau in diesem Zusammenspiel von Kontinuität und Diskontinuität auf verschiedenen Ebenen liegt die Natur der wahren Reform. [...] Man musste lernen, zu akzeptieren, dass bei solchen Entscheidungen nur die Grundsätze den dauerhaften Aspekt darstellen, wobei sie selbst im Hintergrund bleiben und die Entscheidung von innen heraus begründen.«

Eine solch platonische Geschichtsdeutung macht nicht nur die Diskontinuitäten unsichtbar, sondern auch die stets neue Umkehr der Kirche aus ihrer selbstverschuldeten Verstrickung in die Herrschaftsverhältnisse der Welt (»ecclesia semper reformanda«) unnötig.

Was Benedikt mit seiner Unterscheidung zwischen den beiden Hermeneutiken intendiert, lässt sich genauer ablesen an der Einschätzung, die Ratzinger im Epilog zur Wirkungsgeschichte der Pastoralkonstitution »Gaudium et spes« ausführt:

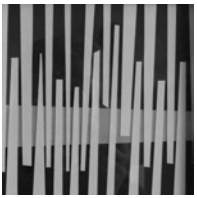
»Von allen Texten des Zweiten Vatikanischen Konzils war zweifellos die Pastoralkonstitution »Über die Kirche in der Welt von heute«(Gaudium et spes) der schwierigste und neben der Liturgiekonstitution sowie dem Ökumenismusdekret auch der folgenreichste. Er tritt in seiner Gestalt und in der Richtung seiner Aussage am meisten aus der bisherigen Konzilsgeschichte heraus und lässt insofern auch mehr als alle anderen Texte die besondere Physiognomie des letzten Konzils sichtbar werden. So wurde er denn auch nach Konzilsende immer mehr als dessen eigentliches Vermächtnis angesehen; nach dem Gärungsprozess dreier Jahre schien hier endlich sein eigentliches Wollen durchgebrochen zu sein und Gestalt gefunden zu haben. Das Zwielicht, das bis zur Stunde über der rechten Sinngebung des Vatikanum II liegt, hängt mit solchen Diagnosen und insofern mit diesem Dokument zusammen. [...]

In der Breite dieses Textes ist es trotz mancher Unzulänglichkeiten gelungen, das Erbe der Tradition so zu reinigen und zu vertiefen, dass es ohne Verkürzungen im Wesentlichen gerade inmitten der Fragen von heute neu in seinem Anspruch wie in seiner Verheißung zur Geltung kommt. Was aber an diesem Text so wirksam wurde, war nicht die inhaltliche Summe, die ganz auf der Linie der kirchlichen Überlieferung verbleibt und deren Möglichkeiten ausschöpft; es war vielmehr die allgemeine Intention des Aufbruchs, die sich hauptsächlich im »Vorwort« niedergeschlagen hatte. (a.a.O S. 395 f.)...

Erst eine sorgfältige Untersuchung der unterschiedlichen Art und Weise, in

der in den verschiedenen Teilen der Kirche die Annahme der Neuzeit vollzogen war, könnte das komplizierte Ursachengeflecht entwirren, das hinter der Gestaltwerdung der Pastoralkonstitution steht, und erst so könnte auch das Drama ihrer Wirkungsgeschichte durchsichtig werden. Begnügen wir uns hier mit der Feststellung, dass der Text die Rolle eines Gegensyllabus spielt und insofern den Versuch einer offiziellen Versöhnung der Kirche mit der seit 1789 gewordenen neuen Zeit darstellt. Erst diese Einsicht erklärt einerseits den Getto-Komplex, von dem eingangs die Rede war; erst sie lässt andererseits den Sinn dieses merkwürdigen Gegenüber von Kirche und Welt verständlich werden: mit »Welt« ist im Grunde der Geist der Neuzeit gemeint, dem gegenüber sich das kirchliche Gruppenbewusstsein als ein getrenntes Subjekt erfuhr, das nun nach heißem und kaltem Krieg auf Dialog und Kooperation drängte.« (S. 399 f.)

Die wechselvolle Geschichte der Rezeption des Vatikanum II ist noch nicht geschrieben. Die heutige Stagnation in der Kirche ist jedoch zu einem nicht geringen Anteil dem nachkonziliaren Revisionismus anzulasten. Eine Kette römischer Dokumente seit 1967 zielte auf eine Retusche der unleugbaren Veränderungen ab, die im Erscheinungsbild der nachkonziliaren Kirche, verglichen mit der vorkonziliaren, erfahrbar wurden. Das »Subjekt Kirche« hatte zu dem Mut gefunden, durch einschneidende Reformen die Attraktivität des Evangeliums von Jesus, dem Gesandten Gottes heutig zu justieren *(aggiornamento)*. Dieser Mut ist bis heute unüberhörbar aus den Worten Johannes XXIII. zur Eröffnung des II. Vatikanums am 11.Oktober 1962 klar zu entnehmen – trotz aller Umdeutungsversuche. Und er prägt – trotz aller Konterkarierungen – immer noch die Dokumente des Vatikanum II. Dieser Mut ist einer »ängstlichen Bestandswahrung im Dienste einer zweifelhaften Kontinuität gewichen, die auf allen Ebenen der Kirche heftige Konflikte provoziert hat. Konfliktiv wirkt auch, wenn Papst Benedikt den theologisch diskussionswürdigen Thesen des Professors Ratzinger lehramtliche Qualität im »ordentlichen Lehramt« des Papstes zuspricht. Die Dokumente zum »Jahr des Glaubens« setzen diese unrühmliche Tendenz unzweideutig fort. Das Konzilsgedenken vieler Gruppen und Gemeinden in den nächsten Jahren jedoch wird sich von dieser vatikanischen Strategie erheblich unterscheiden.



Blicke in die Gegenwart der katholischen Kirche in Deutschland - subjektiv und erfahrungsbezogen

Ulrich Lüke

Angesichts der deutschlandweit in allen Bistümern um sich greifenden und ganz wesentlich im Priestermangel begründeten Gemeindefusionen zu Großpfarreien mit zehn- bis dreißig-tausend Katholiken haben Seelsorger wie auch viele Katholiken den seelsorglichen Nahkontakt und teils auch die Beheimatung in ihrer Gemeinde bzw. Pfarrei verloren. Das Durchschnittsalter im deutschen Klerus ist teils deutlich über sechzig Jahre*(1)* und ein Frühling der Berufungen ist nicht in Sicht. Die Missbrauchsfälle in der katholischen Kirche mit der zunächst peinlich dilettantisch geführten Debatte darüber und der kirchenoffizielle Unwille zu einer Reform in als wichtig empfundenen Fragen – u. a. Fragen zu den geschiedenen Wiederverheirateten, zur Kirchengemeinschaft und zur Liturgie – haben ein übles Übriges getan. Der auch noch aus anderen Quellen gespeiste Erosionsprozess der Kirche, der Entfremdungsprozess von der Kirche ist statistisch erfassbar. Seit 1932 war die Zahl der Kirchenaustritte aus der Katholischen Kirche nur einmal, nämlich im Jahre 1992, etwas höher als im Jahr 2010. Mehr als 180000 Katholiken haben im Jahr 2010 ihre Kirche verlassen und damit die Zahl der Kirchenaustritte auf protestantischer Seite erstmals seit 1932 übertroffen. Der Dialogprozess in der katholischen Kirche Deutschlands ist so dringlich wie selten in den letzten hundert Jahren. Und gleichzeitig ist er völlig überflüssig, ja sogar kontraproduktiv, wenn er keine substantiellen Reformen zur Folge hat.

1. Zum Stand nach dem ersten Abschnitt im Dialogprozess

Skeptisch war ich, als ich die Einladung »Im Heute glauben - Wort der Deutschen Bischöfe an die Gemeinden« las. Damit sollte ein Dialogprozess eröffnet werden, der dann in dem Papier plötzlich »zu einer gemeinsamen Besinnung« mutierte, der mit hohem Verdünnungsfaktor auf vier Jahre von 2011 bis 2015 gestreckt wurde und der von Anfang an, weil »auf der Grundlage der Offenbarung und der Lehre der Kirche ... und in der Gemeinschaft der Weltkirche« zu führen, »uns im Blick auf verbindliche Beschlüsse Grenzen« setzt. Weil man dem Hl. Geist irgendwie doch nicht so recht über den Weg traut, wurden Themen von einer artigen Allgemeinheit festgelegt, die jeden Elan und Esprit unter der Käseglocke betulich fügsamer Kirchlichkeit zu ersticken drohen und die mit Ergän-

zungsprogrammen erweitert wurden, damit sie nicht so verloren in der zu durchmessenden Dialoglandschaft stehen:

2011: Auftakt »Im Heute glauben: Wo stehen wir?« Im Ergänzungsprogramm stand der Papstbesuch im Herbst 2011 in Deutschland.

2012: Diakonia der Kirche: »Unsere Verantwortung in der freien Gesellschaft«. Im Ergänzungsprogramm steht der Katholikentag in Mannheim.

2013: Liturgia der Kirche: »Die Verehrung Gottes heute«. Hier steht im Ergänzungsprogramm der Eucharistische Kongress in Köln.

2014: Martyria der Kirche: »Den Glauben bezeugen in der Welt von heute.« Hier bildet der Katholikentag von Regensburg das Beiprogramm.

2015: Abschluss und Feier des Konzilsjubiläums.

Alle kritischen Themen, z. B. verheiratete Priester, Diakoninnen, Homosexuelle, wiederverheiratete Geschiedene, Interkommunion, Frauen im Priesteramt sollten, so schien es, mit der Themenfestlegung außen vor gehalten werden.

Als Delegierter der »Arbeitsgemeinschaft der Fundamentaltheologen und Dogmatiker des deutschen Sprachraumes« fuhr ich dann nach Mannheim. Bei Betreten des Kongresssaals, in dem alle 300 Delegierten den Dialog praktizieren sollten, zog jeder eine Nummer, die ihn einem etwa achtköpfigen Gesprächskreis zuordnete, in dem dann z. B. ein Bischof, ein Professor, ein Vorsitzender im Diözesanpastoralrat, eine Diözesanvorsitzende der Frauengemeinschaft, ein Caritasdirektor, eine Ordensoberin, ein Pfarrer, ein Diözesanvorsitzender von Kolping oder KAB etc. saßen. Eine methodisch kluge Entscheidung; denn so konnte eine Schulterschluss- bzw. Wagenburgmentalität einzelner Gruppen gar nicht erst aufkommen. Der notwendige Dialog in diesen alle Gruppen umfassenden und zugleich nach dem Zufallsprinzip zusammengesetzten Gesprächskreisen wurde damit unumgehbar.

Die erste Frage an die Gruppen war: Was hoffen wir, was befürchten wir von diesem Dialogprozess? Zunächst kam mir das Ganze vor wie eine spirituell verbrämte Arbeitsbeschaffungs- und Konfliktvermeidungsstrategie. Kritische Antwort-Stichworte waren hier gleichwohl: Folgenlosigkeit des Dialogs, Angstlähmung und wechselseitige Blockade, Beschäftigungstherapie, dialogisch genanntes Verbalsedativum etc. Aber es gab auch positive Erwartungen wie z. B. neues Interesse an der Kirche wecken, Rückgewinnung verlorenen Vertrauens, die Würzburger Synoden-

forderungen realisieren, Auflegen eines Transmissionsriemens zu einer neuen kirchlichen Praxis etc.

Dann kam die Frage: Woraus leben wir? Und auch hier gab es zumindest in meiner Gruppe ganz unterschiedliche authentische Glaubens-Zeugnisse in wirklich herrschaftsfreier Kommunikation. Der Bischof, das Mitglied des Diözesanpastoralrates, der Diözesan-Kolpingvorsitzende, der Theologieprofessor, das leitende KJG-Mitglied etc. sie alle waren gleichberechtigte Glaubensgesprächsteilnehmer.

Dann ging es in die Berufsgruppen mit der Doppelfrage nach unseren Stärken und unseren Schwächen. Uns Theologen schien, dass wir innerkirchlich und gesamtgesellschaftlich eine ernst zu nehmende, aber nicht immer ernst genommene kritisch-theologische Expertise liefern, auch wenn die mediale Präsenz unserer Theologie hinter der von (manchmal kurzatmigen?) Memoranden zurückbleibt.

Eine Nettigkeit am Rande: Eine Pastoralreferentin, die während der Berufsgruppenphase zu spät zum Dialogprozess hinzukam, wurde von den Moderatorinnen versehentlich einer Priestergruppe zugewiesen. Die wählte sie prompt zur Sprecherin der Gruppe, eine Aufgabe, die sie geradezu elegant meisterte mit Hinweis darauf, dass nicht auszuschließen sei, dass es sich bei dem Fauxpas u. U. doch um das Ergebnis eines Wirkens des Hl. Geistes handeln könnte.

Bei der Vorstellung dessen, was die Berufsgruppen mit Stolz und was sie mit Bedauern In den eigenen Reihen zur Kenntnis nehmen, gab es - auch bei den Bischöfen - eine Form von Authentizität, die ich nicht oft erlebt habe und die mir weitgehend überzeugend vorkam. Die Präsentation der Berufsgruppe der Theologen hatte nach meiner Wahrnehmung allerdings einigen Optimierungsbedarf.

Der erste Tag endete in einem mit Chorgesang untermalten, stimmungsvollen Abendgottesdienst mit Lichterfeier in der Hl.-Geist- Kirche von Mannheim.

Der zweite Tag begann wie der erste geendet hatte, mit einem geistlichen Impuls bzw. Morgenlob. Auch diese Elemente wirkten nach meiner Wahrnehmung nicht aufgesetzt.

Eine teils humorvolle, teils nachdenklich stimmende Reihe von photographischen »Charakterstudien« des ersten Tages folgte der geistlichen Introduktion. Wo der gemeinsam gefeierte Gottesdienst authentischer Aus-

druck unseres Christseins ist, muss allerdings auch der damit verbundene Dialog sachlich substantiell und authentisch sein, sonst diskreditiert er den Gottesdienst zum Ablenkungsmanöver und zur bloßen Hinhaltetaktik.

Eine zentrale Frage des zweiten Tages war sodann im Modus einer »Erinnerung an die Zukunft«: »Es ist 2015 - das Jubiläumsjahr des Abschlusses des Zweiten Vatikanischen Konzils. Unsere Kirche hat große Ausstrahlungskraft. Was zeichnet sie jetzt aus?« Kritische Antworten fanden sich auch hier: Weg von der Palliativpastoral, hin zu einer Initiativ- und Offensiv-Kirche; menschlicherer Umgang mit geschiedenen wiederverheirateten Gemeindemitgliedern; verheiratete Priester; Diakoninnenweihe; Kirche als gesellschaftliche Vor- und nicht Nachhut; politisches Selbstbewusstsein der Katholiken, qualifiziertere Denk- und Sprachfähigkeit im Glauben. Kurzum, alle Themen des Kirchenvolksbegehrens und des Theologenmemorandum waren präsent; hier wurde nichts hinwegspiritualisiert, auch wenn manch einer der Bischöfe das als bevorzugte Strategie in seinem Bistum praktiziert. Und wenn die hier versammelten Delegierten - wie von zumeist nicht anwesenden Bischöfen - der Heterodoxie oder des Dissidententums bezichtigt werden sollten, dann besteht offenbar der Kern der Katholischen Kirche Deutschlands aus Häretikern und Dissidenten. Den Bischöfen, die das glauben, sei die Empfehlung Brechts nahegelegt: Die Regierung möge ihr Volk entlassen und sich ein neues wählen.

Kardinal Marx schrieb allen Anwesenden drei Punkte ins kirchliche Hausaufgabenheft: 1. Transfer der Mannheimer Überlegungen in die Deutsche Bischofskonferenz hinein. Das ist die Hausaufgabe für den Episkopat. 2. Transfer in die Bistümer und 3. Transfer in die Öffentlichkeit hinein. Das ist die Hausaufgabe für die Teilnehmer.

Hindernisse sehe ich nicht beim Transfer in die Bistümer und in die außerkirchliche Öffentlichkeit hinein, wohl aber beim konsensorientierten Transfer in die Bischofskonferenz. Und Hindernisse sehe ich bei dem von Marx nicht erwähnten, aber ebenfalls notwendigen Transfer nach Rom, auch wenn die Bischöfe Marx, Zollitsch, Overbeck und Bode bereits ihren Termin in Castel Gandolfo hatten. Hier fürchte ich die von den Deutschen Bischöfen jahrzehntelang eingeübte »Feigheit vor dem Freund«.

Die kategorisch ablehnende Antwort der Deutschen Bischofskonferenz auf die freundlich vorgetragene Forderung bzw. Bitte des Zentralkomi-

tees der Deutschen Katholiken an Rom, nun endlich den Diakonat der Frau neu in den Blick zu nehmen*(2)*, spricht für diese Art von Feigheit. Der Sekretär der Deutschen Bischofskonferenz, Pater Hans Langendörfer, erklärte, die Forderungen nach dem Diakonat der Frau sei »mit den weltkirchlich verbindlichen theologischen Überzeugungen und Festlegungen nicht vereinbar«. Zwar solle es im Dialog zur Zukunft der Kirche in Deutschland keine Denkverbote geben. Der Beschluss des ZdK aber baue Druck auf, »der dem Gesprächsprozess abträglich ist.«*(3)* Es ist erstaunlich bis ärgerlich, dass allein schon die kirchenrechtlich unbedenkliche Formulierung eines Dissenses mit der vermuteten Mehrheitsmeinung der Bischofskonferenz als »dem Gesprächsprozess abträglich« erachtet wird. Die Entgegnung des ZdK-Präsidenten Alois Glück erscheint daher durchaus berechtigt: »Es ist unsere Aufgabe, solchen Anliegen eine Stimme zu geben' sagte er. Die Bischofskonferenz gehe mit ihrer Kritik hinter längst erreichte eigene Positionen zurück. Vor dreißig Jahren habe sie selbst eine theologische Prüfung des Frauendiakonats angeregt.'«(4)

Erzbischof Zollitsch formulierte sein Fazit nach dem ersten Teilstück des Dialogprozesses allerdings so: 1. Der hier begonnene Weg geht weiter. Das war so etwas wie sein Versprechen. - 2. Den hier versammelten Delegierten ist die Kirche ein Herzensanliegen; es sind Menschen, die die Kirche lieben. Das war seine Vertrauensbekundung. - 3. Wir müssen und können als Kirche der Gesellschaft dienen. Das war sein Programm. Aber das liest man schon in den Konzilstexten von vor fast 50 Jahren.

Mein Eindruck: Der erste Akt des Stückes »Dialogprozess« wurde verheißungsvoll aufgeführt; aber wenn das Stück nicht mit Entscheidungs- und Handlungskonsequenzen weitergeht, dann zerstört es die Glaubwürdigkeit der Kirche welter, dann taugt es nicht einmal zum Trauer-, geschweige denn zum Lustspiel. Zu

einer konsequenten Weiterverfolgung des eingeschlagenen Weges scheint mir eine personelle Konstanz unter den Delegierten wichtig, damit am Ende nicht nur eine Reihe »verheißungsvoller Einakter« mit dem immer selben Ausgang zu einem für sakrosankt erklärten Status quo, sondern ein Neuanfang mit Verstetigung des Dialogs stehen kann.

2. Bleiben oder Gehen?

»Bleiben oder Gehen? - Die Krise der Kirche« so lautete das Thema einer Podiumsdiskussion im Aachen, bei der ich unter drei Podiumsteilnehmern den Part »Bleiben« zu übernehmen hatte. Eine den kirchlichen Hierarchen kritisch gegenüberstehende Frau, vielfach engagiert bei Pax Christi und Donum Vitae, ist hin- und hergerissen zwischen Bleiben und Gehen. Der dritte Podiumsteilnehmer hat sich entschieden zu gehen und sich bereits definitiv den Altkatholiken zugewandt.

Es ist keine Frage, die Kirche ist gegenwärtig in einer tiefen Krise. Sie ist vom Missbrauchs-skandal erschüttert, von einem an Schwindsucht erinnernden Mitglieder- und Gläubigenschwund ausgehöhlt, von etlichen mutlosen und rückwärts gewandten Bischöfen gezeichnet und vom Priestermangel tief getroffen.

Weit über dreihundert der an den Universitäten tätigen Theologen haben ihrer katholischen Kirche auf etwas plakative aber nicht unfreundliche Weise ein paar wichtige Dinge ins Hausaufgabenheft geschrieben. Die ersten Reaktionen einiger Bischöfe deuten darauf hin, dass sie nichts gelernt haben. Sie reden von einem grundsätzlichen Dialog, und einige sind, wie es scheint, selbst unfähig dazu. Dialog ist bei nicht wenigen von ihnen ein Sedativum, mit dem ein ihnen allzu ungestüm erscheinender Änderungswille an der Basis still gestellt werden soll. Das Modell ist erprobt: Wir reden so lange, ohne dass sich etwas »ndert, bis niemand mehr darüber redet, weil sich nichts »ndert. Die Verantwortlichen dieser Kirche opfern, so scheint es, sehenden Auges die Eucharistie auf dem Altar des Zölibats. Sie sperren großen Gruppen des eigenen Kirchenvolkes und anderen Christen mit einem zutiefst katholischen Eucharistieverständnis den Zugang zum Tisch des einen Herrn. Und all das tun sie, obwohl das II. Vatikanische Konzil eben diese Eucharistie als »culmen et fons«, als Quelle und Gipfel der Gemeinschaft mit Gott und den Menschen definiert hat.

Zahlreiche Verantwortliche dieser Kirche erscheinen nicht nur denkfaul und mutlos in Sachen Theologie und Kirchenreform; sie sind von einer

nur noch systemkonservierenden Geist- und Begeisterungslosigkeit. Aber was nur bleibt, wie es ist, bleibt nicht wie es ist; es wird schlechter.

Andererseits muss ich mitten in der gegenwärtigen tiefen Krisen der Kirche feststellen: Nicht nur ich muss die Kirche aushalten, die Kirche muss auch mich aushalten. Und ich bin vermutlich keine Lichtgestalt in dieser für die Kirche finsteren Zeit. Ich fürchte: Ich habe die peinlich mittelmäßige Kirche verdient, deren kleiner peinlich mittelmäßiger Teil ich selbst bin.

Aber das »ändert nichts an den Forderungen gegenüber den Bischöfen, sondern stellt nur die Forderungen an mich selbst neben die Forderungen an die Bischöfe. Wir sind gemeinsam, und zwar jeder nach dem Maß seiner Einflussmöglichkeiten, verantwortlich vor der Geschichte und vor Gott.

Und wir machen miteinander eine schlechte Figur!

Aber warum will ich bei dieser miesen Lage partout bleiben? Diese Kirche ist kein interessenorientierter Bienen- oder Kaninchenzuchtverein, sie ist kein geselligkeitsorientierter Kegel- oder Golfklub, kein technikfixierter Automobil- oder Computerklub. Sie ist keine Partei, die alle paar Jahre zum Erhalt der Wählergunst neue opportunistische Grundsatzprogramme verfasst. Sie ist die Institution, die die Ungeheuerlichkeit der Botschaft von der Menschwerdung Gottes und die Ungeheuerlichkeit einer den Tod überwindenden Auferstehung gegen alle Hoffnungslosigkeit zu verkünden hat. Sie ist die Institution, die sich auf Jesus Christus beruft und die von ihm ins Leben gerufen und berufen ist, damit sie seinen Dienst zum Heil und zur Heiligung der Menschen fortsetzt.

Die Frage nach dem Gehen oder Bleiben ist übrigens mindestens so alt wie die Kirche. Als sich viele Jünger von Jesus und seiner Botschaft abwenden, stellt er seine Apostel selbst vor diese Frage: »Wollt nicht auch ihr gehen?« Und Petrus antwortet für die Apostel: »Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens.« *(Jo 6, 68)* Diese Worte mit der Hoffnungsperspektive »Leben in Fülle, ein für allemal und für immer« vermittelt mir keine wissenschaftliche, keine technische, keine wirtschaftliche, keine politische Heilslehre. Es ist die Kirche, die mir diese »Worte ewigen Lebens« in und trotz all ihrer Dürftigkeit und Armseligkeit vermittelt.

Ich werde bleiben, weil ich in der Kirche und durch die Kirche lebensprägende Erfahrungen gemacht, weil ich von der Kirche die lebensentschei-

dende, die Hoffnung und Sinn stiftende Botschaft gehört habe.

Ich werde bleiben, weil mich nur die »Worte ewigen Lebens« befähigen, all die hoffnungslose Antwortlosigkeit und die nichtssagende Geschwätzigkeit des alltäglichen endlichen Lebens zu ertragen und zu überwinden.

Ich werde bleiben, um die Kirche nicht kampflos den geistlos biblizistischen Fundamentalisten, nicht den ewig gestrigen Museumswärtern und auch nicht den existentiell konsequenzlosen Beliebigkeitspropheten zu überlassen, die auf je ihre Weise der Hoff-nungs- und Lebensbotschaft Jesu und der Kirche Schaden zufügen.

Gehen oder bleiben? Ich entscheide mich fürs Bleiben, damit die Kirche zum Gehen gebracht wird, zum Eingehen auf die wirklichen Fragen der Menschen, zum Mitgehen mit den Leidenden und Verzweifelten, zum Zugehen auf eine wirkliche menschliche Welt, zum Entgegengehen in Richtung Gottes und seiner Verheißung. Ich entscheide mich fürs Bleiben, damit die, die jetzt gehen wollen, das Weggehen bleiben lassen und vielleicht auch durch mich leichter bleiben können. Ich werde auch und gerade jetzt in der Kirche bleiben, um in dieser heillosen Zeit das zeitlose Heil Gottes zu bezeugen.

(1) In Bistum Münster lag das Durchschnittsalter nach Bistumsstatistik 2010 bei 62,3 Jahren. Die Zahl der neu anfangenden Priesteramtskandidaten lag bundesweit bei weniger als 100 Personen.

(2) Stellungnahme: «Für ein partnerschaftliches Zusammenwirken von Frauen und Männern in der Kirche« 20 XI. 2011

(3) Zitiert nach KNA aus: Kirche und Leben. Kirchenzeitung im Bistum Münster. 27. XI. 2011, S. 7

(4) Zitiert nach KNA aus: Kirche und Leben. Kirchenzeitung im Bistum Münster. 27. XI. 2011, S. 7

»Nehmt euer Kreuz auf euch und folgt mir nach!«
heißt:
Seid bereit, die Konsequenzen eures Einsatzes
für Gerechtigkeit, Solidarität und Liebe zu tragen!

LESERBRIEF

Ferdinand Kerstiens

Leserbrief zu dem Artikel **»Erfahrung in Begleitung und Beratung fusionierender Gemeinden«** von Anne Gravendyk

FK-Informationen Nr. 140, 6-8

Als ich den Artikel las, fragte ich mich: Ist das ein Artikel aus den Freckenhorster-Kreis-Informationen? Er setzt von Anfang bis Ende die Fusionierung von Gemeinden als notwendig und richtig voraus, gegen die sich der Freckenhorster Kreis bisher in vielen Aktionen fundiert zu Wort gemeldet hat.

Wer Kritik übt, gehört nach Anne Gravendyk zu den »Rebellischen«, denen es nur um die eigene Gemeinde geht. Nun gut, dann gehörte bisher der Freckenhorster Kreis zu den Rebellischen, denen es allerdings nicht »nur um unsere Gemeinde« geht, sondern um eine menschennahe Kirche im Sinne Jesu. Gelobt werden von Anne Gravendyk jene, die ein »meist großes Bemühen, konstruktiv mit der Situation umzugehen« zeigen. »Hauptamtlich und ehrenamtlich Tätige müssen in die gleiche Richtung wollen und sich um dasselbe bemühen.« Wer bestimmt das »müssen«? Was ist die »gleiche Richtung«?

Ich sehe in den Fusionierungen eine administrative, nur scheinbar hilfreiche »Lösung« unserer Probleme. Grundlegende Neuorientierungen sind da außen vor. Man will das bisherige System der klerikalen, zölibatären Leitung stabilisieren. Mein Nachnachfolger als fusionierter Pfarrer wird Herr über mehr als 200 Angestellte, Leiter eines mittelständischen Betriebs. Das hat er aber nicht gelernt. Dazu brauchte er eine betriebswirtschaftliche Ausbildung, aber kaum Theologie als verantwortete Bezeugung des Evangeliums nahe bei den Menschen, bei den Armen und Fußkranken, inmitten der Umbrüche in unserer Gesellschaft. Gemeinden haben ein Recht darauf, ihren Glauben am Ort ihres Lebens feiern zu können und nicht bei einer in soundsoviel nötigen Autominuten erreichbaren Eucharistiefeier. »Wenn die Kirche nicht verortet ist, ist sie ortlos.« Jürgen Werbick bei einer Veranstaltung des Freckenhorster Kreises: Die Fusionierung führt zu einer wachsenden klerikalen Macht. In den fusionierten Gemeinden waren z.B. 180 oder 200 engagierte Christinnen und Christen in den Pfarrgemeinderäten und Kirchenvorständen. Jetzt ist nur noch Platz für einen Pfarrgemeinderat und für einen Kirchenvorstand mit vielleicht 25 bis 30 Leuten

Platz. Wo bleibt in dem Artikel von Anne Gravendyk das Bemühen, die aufgegebenen Pfarreien wenigstens als Gemeinden lebendig zu erhalten, wie sogar der Bischof es fordert? Ich bin bestürzt und traurig darüber, was heute mit Gemeinden gemacht wird. Das wird zu einem weiteren Auszug der Gläubigen aus der so verfassten Kirche führen.

Nun, ich habe nichts gegen eine kontroverse Diskussion. Doch dann erwarte ich, dass auch auf die Gegenargumente konstruktiv eingegangen wird. Das vermisse ich in diesem Artikel von Anne Gravendyk.

Ferdinand Kerstiens

Arbeitsgruppe Gemeinde
Thesen zur Gemeindeentwicklung

Diskussionsfassung: Mai 2000

Gemeinden sind und bleiben wichtige Orte, an denen Menschen Heimat finden können. Dies gilt trotz zunehmender Abkehr von überlieferten Glaubensvollzügen, zunehmendem Priestermangel, fehlenden Gottesdienstbesuchern und Zusammenlegungen von Gemeinden.

Schon längst hat ein Umdenkungsprozess und Aufbruch in den Gemeinden begonnen. Wir sind Kirche lädt alle reform-orientierten Gemeinden, Gruppen und Einzelpersonen ein, über die Zukunft der Gemeinden und damit über die Zukunft der Kirche in einen Dialog zu treten.

1. Gemeinden in ihrer Vielfalt sind die Zukunft der Kirche!

Neben den territorial gebundenen Pfarrgemeinden entstehen vielfältige andere Gemeinden und Gemeinschaften. Diese Entwicklung verändert auch die Kirche und ihre Strukturen.

Das Bild der Kirche wird oft in der schwer auflösbaren Spannung zwischen ängstlichem Rigorismus und orientierungslosem Liberalismus gesehen. Wird der zunehmende Priestermangel als Chance verstanden, kann eine neue pastorale Entwicklung angestoßen werden. Maßstab hierfür ist die menschenfreundliche Botschaft Jesu.

Kirche hat Zukunft in ihren Gemeinden und Gemeinschaften durch den verantwortlichen Miteinbezug sogenannter Laien in Leitungsaufgaben. Im Team nehmen Frauen und Männer gleichberechtigt Leitungsaufgaben wahr, begleiten sich gegenseitig kritisch und unterziehen Entscheidungen einem Konsensprozess.

Gemeindeleiter moderieren, delegieren und integrieren. Sie sind in der Lage, Konflikte in der Gemeinde nach Regeln der Kommunikation auszutragen zu helfen. Geeignete Gemeindeleiter werden von der Gemeinde gewählt und erhalten vom Bischof im Namen der Gesamtkirche befristet den Leitungsauftrag.

Die Eigenverantwortung der Gemeinden wird nach dem Subsidiaritätsprinzip gestärkt. Gemeinden bleiben autonom, auch in finanzieller Hinsicht. Sie erhalten die Kirchensteuer direkt und tragen bei zu einem Lastenausgleich für übergemeindllche, diözesane Aufgaben.

Territorialgemeinden, die für diesen Entwicklungsprozess bereit sind, haben schon heute die Möglichkeit, erste Schritte zusammen mit Gemein-

deberatern und -beraterinnen zu tun. Reformkräfte in der Kirche bedürfen für strukturelle Umformungen einer engen Vernetzung untereinander und wohlwollender Unterstützung seitens der Kirchenleitung.

2. Gemeinden nehmen Bedürfnisse der Menschen ganz ernst!

Die Suche nach Glaubensorientierung und spirituellen Angeboten hat heute keineswegs abgenommen. Kirche muss sich aber fragen lassen, ob sie den Bedürfnissen heutiger Menschen noch gerecht wird.

Eine Verurteilung oder Sanktionierung von Menschen, deren Lebensgeschichte nicht den Normvorstellungen des kirchlichen Lehramtes entspricht, steht Menschen grundsätzlich nicht zu. Die menschenfreundliche Botschaft Jesu lädt zu gegenseitiger Annahme ein.

Zeitgemäße Gemeindepastoral bezieht die individuelle Lebensgeschichte wohlwollend mit ein. Gemeinden öffnen sich an ihren Rändern für Ausgeschlossene. Anliegen ist die Begleitung, nicht die Verurteilung.

Kirche hat Zukunft, wenn sie die Frohe Botschaft Jesu neu in die heutige Zeit hinein sagt. Dies geschieht als Dialogangebot, nicht als Belehrung. Die Botschaft ist zu befreien von zeitbedingten, folgenreichen Übersetzungsfehlern im Neuen Testament. Fehlentwicklungen der kirchlichen Tradition sind zu korrigieren.

Gelingende Gemeindekatechese berücksichtigt in ihren vielfältigen Angeboten pastoralpsychologische Aspekte, Zukünftige Gemeindeleiterinnen erhalten diesbezüglich eine fundierte Ausbildung.

3. Gemeinden sind Orte gelingender Gemeinschaft!

Persönlicher Glaubensvollzug ist nach Jesu Vorbild auf Gemeinschaft hin angelegt. Mittelpunkt dieser Gemeinschaft ist die Mahlfeier. Die Zusammenlegung von Gemeinden mit unterschiedlicher Entwicklungsgeschichte ist nicht förderlich für einen gemeinschaftlichen Glaubensvollzug.

Der Appell, Mitverantwortung zu übernehmen, verhallt dort, wo die Möglichkeit zur Mitentscheidung verweigert wird. Der Priestermangel einerseits und die Festlegung des Vorsitzes bei der Eucharistiefeier auf den Priester andererseits stellen ein unlösbares Dilemma dar.

Kirche hat Zukunft, wenn die Gemeinden Entwicklungsmöglichkeiten haben und zur Kommunikation fähig sind.

Damit die gemeinsame Mahlfeier Mittelpunkt gemeindlichen Lebens bleibt, werden neue ökumenische liturgische Formen entwickelt, die den

Auftrag Jesu deutlich zum Ausdruck bringen. Nicht die Fixierung auf das Amt, sondern das Gemeinschaftserleben und der Bezug zum Alltag stehen im Vordergrund der Mahlfeier.

Gleichwertigkeit der Dienste in der Gemeinde je nach Charisma fördert die Geschwisterlichkeit. Gelingende Gemeinschaft ist gekennzeichnet durch Konfliktfähigkeit und Dialogbereitschaft.

Der Dialog in der Gemeinde ist geprägt vom Respekt vor der Andersartigkeit und der Sensibilität für die Bedürfnisse anderer. Hierfür gibt es Kommunikationsregeln, die am gemeinsamen Gesprächstisch gelten und nicht durch das Veto-Recht einzelner aufgehoben werden können. Regelmäßige Supervision von außen sichert die größtmögliche Objektivität des Leitungsteams und die Nachhaltigkeit der Gemeindeentwicklung.

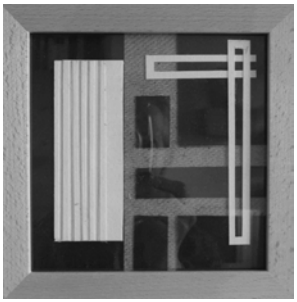
4. Gemeinden haben einen gesellschaftspolitischen Auftrag

Jesus selbst war politisch, er war Anwalt für Menschen, die der Solidarität, der Gerechtigkeit und des Friedens bedürfen. Aus einem persönlichen spirituellen Aufbruch entspringt oft der Wunsch nach Engagement, der durch Gemeinschaftserfahrung verstärkt werden kann.

Kirche hat Zukunft, wenn sie in ihren Gemeinden parteiisch ist für Ausgegrenzte, für Arme und Rechtlose. Gemeindemitglieder praktizieren vor Ort Solidarität und Engagement. Hilfreich ist ein klar umrissener, zeitlich begrenzter Auftrag mit einer angemessenen Absicherung des geleisteten Einsatzes.

Wir sind Kirche-Arbeitsgruppe Gemeinde

Kontakt: Dr. Dieter Appel, Am Rothenborn 6a, 66849 Landstuhl, Tel + Fax: 06371–3630
www.wir–sind–kirche.de *info@wir–sind–kirche.de*



Kirchenreform »zwischen Tradition und Innovation«

Wien, 20.11.2011 Die Pfarrgemeinden stehen angesichts der aktuellen Kirchenreformdebatten in einer »Spannung zwischen Tradition und Innovation« – und damit in einer Spannung, die es »positiv aufzugreifen« gelte. Dies betonte der Wiener Pastoraltheologe Prof. Johann Pock bei einem Fachtag mit rund 150 Pfarrern und Pfarrgemeinderäten am Samstag in Wien. Der Fachtag, bei dem auch der Wiener Erzbischof, Kardinal Christoph Schönborn, über den kirchlichen Reformprozess und die Rolle der Pfarrgemeinderäte in der Erzdiözese Wien sprach, verstand sich als wichtige Etappe auf dem Weg zu den österreichweiten Pfarrgemeinderatswahlen am 18. März 2012.

In seinem Vortrag über »Gemeinden im Wandel der Zeit« ermutigte Pock die Pfarrgemeinderäte in zehn Thesen zur aktiven Teilhabe an den aktuellen kirchlichen Reformprozessen. Es gebe dabei eine doppelte Reformbewegung, die allerdings nur auf den ersten Blick widersprüchlich wirke: So gebe es auf der einen Seite eine »verstärkt an den Biografien der Menschen orientierte Seelsorge«, die auf die Suche der Menschen nach »kleinen, überschaubaren Orten von Vergemeinschaftung« und auf das Bedürfnis nach persönlichem Kontakt und Nähe reagiere. Auf der anderen Seite würden – orientiert an der Zahl der Priester – immer größere Seelsorgeräume geschaffen.

Diese doppelte Entwicklung müsse keinen Widerspruch bedeuten – sie stelle aber eine große Herausforderung insbesondere für die Pfarrgemeinden und die in ihnen aktiven Pfarrgemeinderäte dar: »Bewährtes, örtliche Traditionen« weiterzuführen und zu gleich »zu transformieren in eine neue Zeit hinein«. Ausdrücklich warnte Pock vor einer falschen »Konservierung einer bestimmten Gestalt von Kirche«. Dies entspreche weder dem heutigen »Leben in Wandel und Veränderung« noch dem Kirchenbild des Konzils, das bewusst Kirche als »Kirche in der Welt« definierte. »Wenn die Kirche versucht, sich selbst zu retten, wird sie untergehen; wenn sie sich aber verausgabt für andere, dann wird sie gerettet«, so Pock.

Verantwortung der Laien stärken

In seinen Thesen zur Rolle der Pfarrgemeinderäte heute betonte der Pastoraltheologe unter anderem, dass Pfarren heute einen »exemplarischen Ort von Kirche« darstellen, der um so wichtiger werde als »Lern–

und Erfahrungsort für den Glauben«, je mehr die bislang traditionellen Lernorte des Glaubens – die Familien – ausfallen.

Wichtig sei außerdem für die Pfarren der Zukunft, das »Prinzip der Subsidiarität« in einem »Miteinander von Tauf- und Weihepriestertum, von Dienstämtern und Ehrenämtern« zu verwirklichen. »Pfarrgemeinderäte dürfen in ihrem Wesen nicht vom Dienstpriestertum, sondern vom Auftrag an alle Christen her bestimmt werden. Gerade in neuen Strukturen mit weniger Priestern wird der Aspekt der Eigenverantwortung eine größere Rolle spielen müssen«, so Pock. Konkret empfahl der Theologe etwa, diese Eigenverantwortung auch symbolisch durch Beauftragungen

und Übertragung von Entscheidungsgewalt sichtbar zu machen.

Schließlich ermutigte Pock die Pfarrgemeinderäte auch, die zweifache Aufgabe der Pfarren – »Sammlung und Sendung« – verstärkt wahrzunehmen. Gemeinden seien gehalten, nach innen hin den Aufbau der Gemeindestrukturen voranzutreiben und durch Liturgie, Meditation und Austausch die eigene Sendung zu reflektieren; aber stets seien sie auch zur Mission, zum »Aufbrechen aus dem Inneren« gerufen. Mission sei dabei »nicht nur ein Wort-Geschehen, sondern auch die Diakonie, das Helfen, der Einsatz für Menschen am Rande«. Er wolle schließlich »Mut machen, in dieser Kirche mitzumachen – und auch Verantwortung zu übernehmen«, so Pock abschließend.

Pfarrerinitiative will weltweit aktiv werden

Die Pfarrerinitiative, die zum »Ungehorsam« gegenüber der Kirchenleitung aufgerufen hat, will nun weltweit aktiv werden. »Noch in diesem Jahr« werde man eine internationale Organisation gründen, so der Obmann der Initiative, Helmut Schüller.

»2012 wird sicher das Jahr der Internationalisierung sein«, stellt Schüller in Aussicht. Schon jetzt komme Unterstützung für die österreichischen Reformer aus aller Welt. Solidaritätserklärungen würden von deutschen Pfarrern bis hin zu australischen Bischöfen einlangen, französische Priester hätten für die österreichische Pfarrerinitiative sogar eine eigene Homepage eingerichtet. Schüller will mehr: »Wir schauen, ob wir uns nicht auf internationaler Ebene zusammentun können.« Abgeschlossen soll das Projekt noch in diesem Jahr sein, auch wenn dies schwer sei: »Pfarrer sind chronische Eigenbrötler.« Durch den internationalen Zuspruch, so ist sich Schüller sicher, werde man auch innerkirchlich längst nicht mehr als »Spinner« aus Österreich wahrgenommen, wie es vielleicht am Anfang der Fall gewesen sei. »Die Kirche sollte anfangen, das Kirchenvolk ernst zu nehmen«, fordert der Probstdorfer Pfarrer weiterhin, denn: »So wie die Kirche lässt sich nicht einmal mehr ein Familienunternehmen führen.« Die Gesprächsbasis mit der Kirchenführung aufrechtzuerhalten sei allerdings nicht einfach. Der letzte persönliche Kontakt zu Kardinal Schönborn sei ein Mittagessen im November gewesen. Einen neuen Termin gebe es nicht.

Schüller: »Wir sind eine Art Zukunftslabor«

Das oft vorgetragene Argument der Kirchenleitung, drängende Fragen zum Zölibat und der Priesterweihe für Frauen könne man nur weltkirchlich klären, lässt Schüller nicht gelten. Die römisch-katholische Kirche etwa in Asien und Südamerika würde in 20 Jahren mit denselben Problemen konfrontiert sein wie jene in Mitteleuropa. »Ich glaube, dass wir hier eine Art Zukunftslabor sind«, so Schüller. Daher habe man diese Fragen auch zu behandeln. In ärmeren Regionen würde es derzeit auch deswegen mehr Zuspruch zum Priesteramt geben, da dieses dort noch sozialen Aufstieg und einen Weg aus der Armut bedeute. Die Hauptgründe für Re-

formverweigerung sieht Schüller nach wie vor in der Weltkirchenleitung – und das nicht unbedingt beim Papst persönlich. Es seien mehr Zirkel wie »Opus Dei«, »Opus« und die »Legionäre Christi«, die an im Vatikan wichtigen Stellen das Sagen hätten und welche den Heiligen Vater oft »außen vor« ließen. Schüller vergleicht dieses System mit einer »absolutistischen Monarchie«, glaubt aber, dass ein starker Papst auch solche Strukturen ändern könnte. Dass Schüller rein persönliche Gründe für sein Engagement habe, weist er zurück. »Wenn jemand Eitelkeit vermutet, lässt er sich ohnehin nicht überzeugen.« Derartige »Lieblings–Stories« gehörten in die »unterste Schublade«. Die Pfarrerinitiative sei entstanden, da sich eine erkleckliche Zahl an Priestern gemeldet hatte, »die die Nase voll hatten«. Sei man anfangs kaum ernst genommen worden, herrsche nun in der Kirchenleitung aber Nervosität. Denn, so Schüller: »Wir sprechen mit einer Pfarrer-Stimme.«

Schönborn kündigte schlankere Strukturen an

Bei einem Pilotprojekt in Wien-Favoriten will sich die Erzdiözese Wien auf die veränderte Gesellschaft einstellen. Kardinal Christoph Schönborn kündigte einen »zum Teil schmerzlichen Abschied« an. »Die Konstantinische Zeit der Kirche ist zu Ende. Diese Ära war geprägt von der Idee der Staatsreligion, in die man hineingeboren wird und [in der man Red.] sein Leben lang bleibt«, so Schönborn – mehr dazu in *Schlankere Strukturen für die Kirche*.

PROTEST FÜR EINE GLAUBWÜRDIGE KIRCHE

Seit dem »Aufruf zum Ungehorsam«, in dem wir uns dazu bekennen, künftig in eigener Verantwortung Zeichen der Erneuerung unserer Kirche zu setzen, kam von vielen Seiten aus dem In- und Ausland Zustimmung und Ermutigung – von bischöflicher Seite jedoch vorwiegend Zurückhaltung, bisweilen auch heftige Ablehnung. Zu einem Dialog kam es nur selten und abseits der Öffentlichkeit. Wir aber setzen dem gegenwärtigen Aushungern der Gemeinden und der Seelsorge unter dem Druck des Priestermangels und der Überalterung des Klerus mehrfach ein entschiedenes NEIN entgegen:

1. Wir sagen **NEIN**, wenn wir zusätzlich immer weitere Pfarren übernehmen sollen, weil uns das zu reisenden Zelebranten und Sakramentenspendern macht, denen die eigentliche Seelsorge entgleitet. Wir widerstehen damit dem Trend, an vielen Orten flüchtig anwesend zu sein, aber keine spirituelle und emotionale Heimat zu finden und anzubieten.

2. Wir sagen **NEIN** zu immer mehr Eucharistiefeiern am Wochenende, weil so die vielen Dienste und Predigten zu oberflächlichem Ritual und allzu routinierter Rede werden, während Begegnung, Gespräch und Seelsorge verkümmern. Kurz vor der Messe anzukommen und gleich danach weiterzufahren, macht unseren Dienst zur hohlen Routine.

3. Wir sagen **NEIN** zur Zusammenlegung oder Auflösung der Pfarren, wenn sich keine Pfarrer mehr finden. Hier wird der Mangel zum Gesetzgeber erhoben, statt dem Mangel durch die Änderung unbiblischer Kirchengesetze abzuhelfen. Das Gesetz ist für den Menschen da und nicht umgekehrt. Gerade das Kirchenrecht hat den Menschen zu dienen.

4. Wir sagen **NEIN** zur Überforderung der Pfarrer, die man in einen mehrfachen Pflichterfüllungsstress drängt, deren Zeit und Kraft für ein geistliches Leben wegadministriert wird und deren Dienste weit über das Pensionsalter hinaus beansprucht werden. So kann sogar das früher verdienstvolle Wirken durch allzu lange Beanspruchung beschädigt werden.

5. Wir sagen **NEIN**, wenn das Kirchenrecht ein allzu hartes und unbarmherziges Urteil spricht: über Geschiedene, die eine neue Ehe wagen, über gleichgeschlechtlich Liebende, die in Partnerschaft leben, über Priester, die am Zölibat scheitern und deshalb eine Beziehung eingehen – und über die Vielen, die ihrem Gewissen mehr gehorchen als einem von Menschen gemachten Gesetz.

Weil Schweigen als Zustimmung verstanden wird und wir unsere Verantwortung

als Priester und Seelsorger wahrnehmen wollen, müssen wir diesen fünffachen Protest aussprechen. Er ist ein »Pro-test« im wörtlichen Sinn: ein »Zeugnis für« eine Kirchenreform, für die Menschen, deren Seelsorger wir sein wollen, und für unsere Kirche. Die Freudlosigkeit des heutigen Kirchenbetriebs ist kein gutes Zeugnis für die »frohe Botschaft«, die uns bewegt. Denn wir wollen »nicht über den Glauben herrschen, sondern der Freude dienen« *(2 Kor 1,24)*.

TERMINE

Abendtagung im Franz-Hitze-Haus

Leben ohne Armut?

Wie Hilfe wirklich helfen kann

Erfahrungen aus Indien

Referent: Dr. Martin Kämpchen

Mittwoch: 9. Mai 18.30 - 21.00 Uhr

(Mit kleinem Imbiß)

Krise in Kirche und Gesellschaft als Chance sehen

Innsbrucker »Bischofswort« zur Fastenzeit

Bischof Manfred Scheuer

»Kritik in und an der Kirche konstruktiv deuten, wenn sie aus einer Leidenschaft für das Evangelium heraus formuliert ist«

Innsbruck, 22.02.2012 (kathweb) Die gesellschaftliche, wirtschaftliche und kirchliche Krise als Chance sehen möchte der Innsbrucker Bischof Manfred Scheuer. In seinem »Bischofswort« zur Fastenzeit, das am kommenden Sonntag in den Gottesdiensten in der Diözese Innsbruck verlesen wird, nimmt Scheuer zur kircheninternen Reformdebatte Stellung und plädiert dafür, Spannungen auszuhalten. Zugleich ruft er zur persönlichen Erneuerung jedes einzelnen Christen und der Gemeinschaft auf.

Scheuer: »Krise im Sinne von Jesus fordert zu einer Lebensentscheidung im Sinne Jesu, zu einer Lebenserneuerung im Sinne der Nachfolge heraus. Die österliche Bußzeit kann mit Blick auf das Osterfest der eigenen geistlichen Vertiefung des Glaubens und der Erneuerung des eigenen Lebens ebenso wie der Erneuerung des Zusammenlebens dienen.«

Zur kircheninternen Reformdebatte hält der Bischof wörtlich fest: »Grundsätzlich möchte ich die teilweise auch heftig formulierte Kritik in und an der Kirche konstruktiv deuten, wenn sie aus einer Leidenschaft für das Evangelium heraus formuliert ist.« Und es seien »tatsächliche Nöte und Sorgen um das Leben der Pfarrgemeinden, um die Lebenskultur von Priestern und kirchlichen Mitarbeitern, um die Seelsorge für Menschen an den Knotenpunkten und auch an den Brüchen ihres Lebens, die wahrzunehmen sind«, so Scheuer: »Den pastoralen Nöten der Kirche müssen wir ohne Harmonisierung und Verdrängung begegnen.«

Spannungen aushalten

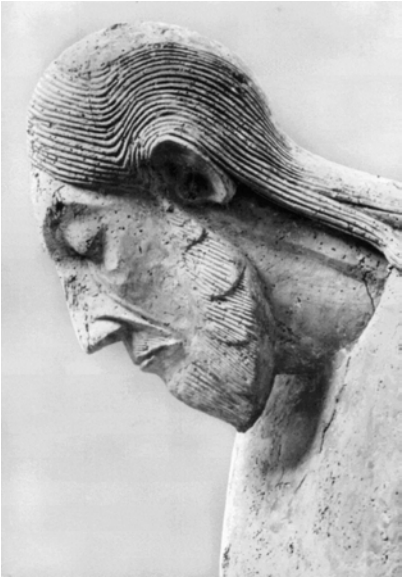
Zwischen den einzelnen Gruppen in der Kirche gebe es über den weiteren Weg nicht einfach Konsens, sondern durchaus Spannungen, »die nicht leicht harmonisierbar sind, sondern ausgehalten werden müssen«, Gegensätze und Spannungen könnten »Ausdruck von Lebendigkeit« sein, »aber auch von Zerstörung«, gibt der Bischof zu bedenken.

Angesichts von »schmerzlichen Erfahrungen des Mangels, der Verletzungen und des Streits in der Kirche« gelte es aber auch zu bedenken, dass die Seelsorge nicht nur den Priestern und Diakonen aufgetragen ist, betont Scheuer.

So gebe es viele Hunderte Frauen und Männern, die als Pastoralassistentinnen und -assistenten oder im Religionsunterricht oder in Pfarrsekretariaten seelsorglich tätig sind. Darüber hinaus würden viele Tausende Christen seelsorglich ehrenamtlich in Familien, Pfarrgemeinderäten und anderen Gemeinschaften wirken.

Scheuer weist in diesem Zusammenhang auf die Pfarrgemeinderatswahlen am 18. März hin. Er wolle allen bisherigen und den künftigen Pfarrgemeinderäten für ihr Engagement danken.

Der Bischof kündigt zugleich Veränderungen in der Kirche an: »Viel bewährtes Altes kann heute freilich ebenso in den Pfarren wie in den politischen Gemeinden angesichts des rapiden Wandels unserer Gesellschaft nicht aufrechterhalten werden. Von manchen Gewohnheiten, die sich als nicht mehr tragfähig erweisen, werden wir uns trennen müssen. Das tut weh, kann aber ausgehalten werden, wenn wir uns davon nicht lähmen lassen, sondern tiefer graben, um zu den Quellen zu gelangen, die uns Christus erschließt.«



Priesterlose Eucharistiefeiern?

Thesenpapier für den Studientag der Reformgruppen am 5. November 2011

Franz Nikolasch

An den Anfang meiner Überlegungen möchte ich einen Text des 2. Vatikanischen Konzils stellen, und zwar aus dem Dekret für die Einheit der Christen »Unitatis Redintegratio« Art. 22. Dort heißt es in Absatz 3 wie folgt: »Obgleich bei den von uns getrennten Kirchlichen Gemeinschaften die aus der Taufe hervorgehende volle Einheit mit uns fehlt und obgleich sie nach unserem Glauben vor allem wegen des Fehlens des Weihesakramentes die ursprüngliche und vollständige Wirklichkeit des eucharistischen Mysteriums nicht bewahrt haben, bekennen sie doch bei der Gedächtnisfeier des Todes und der Auferstehung des Herrn im Heiligen Abendmahl, dass hier die lebendige Gemeinschaft mit Christus bezeichnet werde, und sie erwarten seine glorreiche Wiederkunft.«

Aus diesem Text geht hervor, dass nach dem Glauben der Konzilsväter in den Kirchen der Reformation – sie sind mit dem Begriff »Kirchliche Gemeinschaften« gemeint – das Weihesakrament, besser gesagt die Ordination zum Vorsteherdienst nicht gültig ist und sie deshalb nicht die »ursprüngliche und vollständige Wirklichkeit« des eucharistischen Mysteriums besitzen. Mit dieser Präzisierung »ursprüngliche und vollständige Wirklichkeit« wird aber auch gesagt, dass sie doch die Wirklichkeit der Eucharistie besitzen, weil sie die Gedächtnisfeier von Tod und Auferstehung des Herrn im Heiligen Abendmahl begehen. Die »ursprüngliche und vollständige Wirklichkeit« erfordert die Leitung durch einen gültig ordinierten Priester. Dessen Fehlen bedeutet aber nicht, dass die Wirklichkeit des eucharistischen Mysteriums in der Feier des Heiligen Abendmahls nicht gegeben wäre. Denn entscheidend für diese Wirklichkeit ist das Begehen des Gedächtnisses von Tod und Auferstehung des Herrn in der Feier des Herrenmahles.

Wo immer eine Gemeinschaft von Christen das Gedächtnis des Herrn, seines Todes und seiner Auferstehung in der Mahlfeier begeht, erfährt sie die lebendige Gegenwart des Herrn. Im Kommentar von J. Feiner zu diesem Text heißt es, dass mit der erwähnten Einschränkung »aber nicht bestritten ist, dass auch in der protestantischen abendmahlfeiernden Gemeinde Christus gegenwärtig ist. Wenn schon allgemein gilt: »Denn wo zwei oder drei auf meinen Namen hin versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen« (Mt 18,20), so erst recht von der eucharistischen Versammlung«. Die protestantische Abendmahlfeier ist »Gedächtnis des Todes und der Auferstehung des Herrn – Zeichen der lebendigen Gemeinschaft mit Christus – erwartender Ausblick auf ùdie Parusie Christi. Wo eine Gemeinde sich in Glaube, Hoffnung, eschatologischer Erwartung und Lie-

be zur Abendmahlsfeier versammelt, da wird diese Feier auch Gnade in den Gläubigen wirken und ihre Christusverbundenheit stärken. Auch der Katholik darf also die protestantische Abendmahlfeier nicht als bloßes, unwirksames Zeichen betrachten« *(LThK Ergbd. II, S. 108).*

Was in diesem Text von einer Abendmahlfeier in den Kirchen der Reformation gesagt wird, muss auch von der Feier einer Gemeinschaft katholischer Christen gelten, denen ein ordinierter Vorsteher der Mahlfeier verwehrt wird, die aber dennoch das Gedächtnis von Tod und Auferstehung des Herrn in einer Mahlfeier begehen. Von der Kirche Koreas wird berichtet, dass sie ursprünglich eine »Laienkirche« ohne ordinierte Vorsteher war, dass die Christen aber dennoch durch Jahrzehnte das Gedächtnis von Tod und Auferstehung des Herrn in der Mahlfeier begingen und in dieser Feier die Gegenwart des Herrn erfuhren. Von einer Kirchenleitung, für die nicht Machdenken im Mittelpunkt steht, sondern das Heil der Gemeinden (»salus animarum suprema lex«), ist zu erwarten, dass sie Gemeinden, denen ein ordinierter Vorsteher verwehrt ist, eine Eucharistiefeier ermöglicht, die zwar nicht »die ursprüngliche und vollständige Wirklichkeit« beinhaltet, aber dennoch Eucharistiefeier ist.

Gemeinsames Priestertum und Amtspriestertum

Wenn wir auf die Frage, wer die Eucharistiefeier begeht, d.h. wer Subjekt dieser Feier ist, eine Antwort geben wollen, so ist es angebracht, sich zuerst mit dem Priesterverständnis des Neuen Testaments zu befassen. Unserem deutschen Wort »Priester« entsprechen im Neuen Testament zwei total verschiedene Begriffe, zum einen der Begriff »presbyteros« im Sinne von »Ältester« als Mitglied eines Leitungsgremiums der christlichen Gemeinde, zum anderen der Begriff »hiereùs« im Sinne eines »Kultpriesters«, eines Mittlers zwischen einer Gottheit und deren Gläubigen. Der Begriff »hiereùs« wird im Neuen Testament einerseits für einen heidnischen Kultpriester verwendet, wie den »Priester des Zeus«, dem Paulus und Barnabas auf der 1. Missionsreise in Lystra begegnen *(Apg 14,13)*, andererseits für die atl. Priester, die den Jahve-Kult am Tempel in Jerusalem versehen, wie etwa Zacharias, der Vater Johannes des Täufers *(Lk 1,5)*, oder der in der Parabel vom Barmherzigen Samariter *(Lk 10,31)* genannte Priester oder die Priester, denen sich die vom Aussatz Geheilten zeigen sollten *(Lk 17,14)*. Im Unterschied zu allen anderen Gläubigen konnten nur sie das Heiligtum des Tempels zum täglichen Weihrauchopfer betreten und nur der Hohepriester durfte einmal im Jahr, am Versöhnungstag, in das Allerheiligste eintreten. Das Volk musste in den Vorhöfen des Tempels verweilen und hatte keinen Zugang zum Heiligtum. Diese Priester waren ausgesondert vom übrigen Volk als Nachkommen Aarons und seiner Söhne, denen am Zug durch die Wüste der Dienst am Bundeszelt

anvertraut worden war *(Lev 8-10)*. Sie bilden die Mittler zwischen Jahve und dem Volk Israel, sie bringen die Opfer dar, die Jahve versöhnen sollen, wie es bei der Einsetzung Aarons und seiner Söhne heißt: »Tritt zum Altar hin, bring dein Sünd- und dein Brandopfer dar und vollzieh so für dich und das Volk die Sühne! Dann bring das Opfer des Volkes dar und entsühne es wie der Herr befohlen hat« *(Lev. 9,7)*.

In mehreren Kapiteln des Hebräerbriefes wird Jesus Christus als der einzige Priester des Neuen Bundes bezeichnet, für den nicht nur Melchisedech, der »Priester des höchsten Gottes« *(Lev.9,7)*, sondern vor allem die Priester und Hohenpriester des Volkes Israel Vorbilder waren. Von Kap. 4,14 bis Kap. 10,18 handelt dieser Brief von Jesus Christius als dem wahren und endgültigen Hohenpriester des Neuen Bundes und dem einzigen Mittler zwischen Gott und den Menschen: »Er ist der Mittler eines Neuen Bundes, sein Tod hat die Erlösung von den im ersten Bund begangenen Übertretungen bewirkt, damit die Berufenen das verheißene ewige Erbe erhalten« (Hebr. 9,15). Im Unterschied zu den immer wiederkehrenden Opfern des Tempels ist Christus ein für allemal durch sein eigenes Blut, nicht durch das Blut von Böcken und jungen Stieren in das Heiligtum hineingegangen (Hebr. 9,12). Während die Opfer der Tempelpriester Tag für Tag dargebracht wurden und doch keine Sünden hinwegnehmen konnten, hat Jesus Christus nur ein einziges Opfer für die Sünden dargebracht und »durch dieses einzige Opfer hat er die, die geheiligt werden, für immer zur Vollendung geführt« *(Hebr, 10,11-14)*.

Zusammenfassend gesagt, im Neuen Bund gibt es nur einen Priester bzw. Hohenpriester, nämlich Jesus Christus, er ist der einzige Mittler zwischen Gott und den Menschen und er allein hat ein für allemal uns durch das Opfer seines Lebens mit Gott versöhnt. An diesem Priestertum Jesu Christi haben alle, die durch ihn erlöst wurden, Anteil. Von ihnen sagt der 1. Petrusbrief: »Laßt euch als lebendige Steine zu einem geistigen Haus auferbauen, zu einer heiligen Priesterschaft, um durch Jesus Christus geistige Opfer darzubringen« (2,5) und »Ihr aber seid ein auserwähltes Geschlecht, eine königliche Priesterschaft, ein heiliger Stamm, ein Volk, das sein besonderes Eigentum wurde (2,9). Der Verfasser verwendet das Wort »hierateumaô, um damit die Teilhabe am Priestertum Jesu Christi, des einzigen »hiereus« bzw. »archiereus« des Neuen Bundes auszudrücken, die allen Erlösten zukommt. Schließlich bezeichnet die Offenbarung des Johannes mehrmals die Erlösten als »hiereis = Priester«: »Jesus Christus hat uns zu Königen gemacht und zu Priestern vor Gott, seinem Vater« *(1,6; 5,10)*, und die zum Leben auferstehen, werden »Priester Gottes und Christi« sein *(20,6)*. Alle diese Aussagen beziehen sich auf alle Erlösten, es handelt sich um das gemein-

same Priestertum als das eigentliche Priestertum des ntl. Gottesvolkes.

Die Amtsträger in den ntl. Gemeinden werden jedoch niemals als »hiereis« oder als Inhaber eines besonderen »hierateuma«, einer besonderen Priesterwürde bezeichnet. Für sie werden Bezeichnungen verwendet, die profanen Ursprungs sind wie »presbyteros = Ältester«, oder »Episkopos = Aufseher« oder »Diakonos = Diener«. Sie versehen innerhalb einer Gemeinde ihre spezifischen Dienste, sie sind wie alle anderen auch Glieder am Leibe Jesu Christi. So gibt es verschiedene Gnadengaben, es gibt verschiedene Dienste, es gibt verschiedene Kräfte, es gibt verschiedene Charismen, aber alle diese Gaben und Charismen stehen im Dienste der Gemeinde (1 Kor 12). Unter diesen Gaben und Diensten gibt es auch den der Verkündigung und den der Leitung. »Wir haben unterschiedliche Gaben, je nach der uns verliehenen Gnade. Wie es an einem Leib viele Glieder gibt, aber nicht alle Glieder denselben Dienst leisten, so sind wir, die vielen, ein Leib in Christus, als einzelne aber sind wir Glieder, die zueinandergehören.

Wir haben unterschiedliche Gaben, je nach der uns verliehenen Gnade. Hat einer die Gabe prophetischer Rede, dann rede er in Übereinstimmung mit dem Glauben; hat einer die Gabe des Dienens, dann diene er. Wer zum Lehren berufen ist, der lehre; wer zum Trösten und Ermahnen berufen ist, der tröste und ermahne. Wer gibt, gebe ohne Hintergedanken; wer Vorsteher ist, setze sich eifrig ein, wer Barmherzigkeit übt, der tue es freudig« (Rom 12,1-8). Ähnlich schreibt Paulus im 1. Korintherbrief Kapitel 12 von den verschiedenen Charismen, unter denen auch das der Leitung genannt wird: »So hat Gott die einen als Apostel eingesetzt, die anderen als Propheten, die dritten als Lehrer; ferner verlieh er die Kraft, Wunder zu tun, sodann die Gaben, Krankheiten zu heilen, zu helfen, zu leiten, endlich die verschiedenen Arten der Zungenrede. Sind etwa alle Apostel, alle Propheten, alle Lehrer? Haben alle die Kraft, Wunder zu tun? Besitzen alle die Gabe, Krankheiten zu heilen? Reden alle in Zungen? Können alle solche Reden auslegen? Strebt aber nach den höheren Gnadengaben!« *(28-31a)*. Auf dieser Grundlage der ntl. Texte beruhen die Aussagen der Liturgiekonstitution, die in Art. 7 ausführt, dass Subjekt bzw. Träger der Liturgie in erster Linie Christus selbst ist und dann die Kirche, in der er immer gegenwärtig ist, besonders in den liturgischen Feiern, in denen er sich zugesellt. Liturgie ist daher immer Werk Christi, des Priesters und seines Leibes, der die Kirche ist. Die konkret versammelte Gemeinde feiert gemeinsam mit dem Herrn die Liturgie, in der einerseits die Heiligung des Menschen bewirkt und andererseits vom mystischen Leib Jesu Christi, d.h. dem Haupt und den Gliedern, der gesamte öffentliche Kult vollzogen wird. Im Art. 26 wird dementsprechend wiederholt, dass die »liturgischen Handlungen nicht privater Natur sind, sondern Feiern der Kirche,

die das Sakrament der Einheit ist, sie ist nämlich das heilige Volk, geeint und geordnet unter den Bischöfen. Daher gehen diese Feiern des ganzen mystischen Leibes der Kirche sie an, machen ihn sichtbar und wirken auf ihn ein, seine einzelnen Glieder aber kommen mit ihnen in verschiedener Weise in Berührung, je nach der Verschiedenheit von Stand, Aufgabe und tätiger Teilnahme.

Da die Liturgie und insbesondere die Eucharistiefeier alle Mitglieder der Gemeinde angeht, soll jeder, sei er Liturge oder Gläubiger in der Ausübung seiner Aufgaben nur das und all das tun, was ihm aus der Natur der Sache und gemäß den liturgischen Regeln zukommt« (Art. 28).

In besonderer Weise ist die Eucharistiefeier eine Feier der gesamten Gemeinde, sosehr, dass sie, die Christen, »die unbefleckte Opfergabe darbringen, nicht nur durch die Hände des Priesters, sondern auch gemeinsam mit ihm« (Art. 48). Eine wichtige Aussage, die klarstellt, dass alle Mitfeiernden unmittelbar und gemeinsam mit dem Leiter der Feier das Wesentliche der eucharistischen Feier, nämlich die »Darbringung der unbefleckten Opfergabe« vollziehen, anders gesagt, sie sind nicht nur »concelebrantes« sondern auch »conconsecrantes«, was ja übrigens den Formulierungen des Hochgebetes entspricht, insofern dieser Text in der Mehrzahlform gehalten ist, d.h. der Vorsteher der Gemeinde, der den Text spricht, spricht nicht in seinem eigenen Namen, sondern im Namen der gesamten Gemeinde. Die Rolle des Priesters als Vorsteher ist nicht abgehoben von der Gemeinde, wie wenn er allein als »Geweihter« über das Geschehen der Eucharistiefeier verfüge, er die »Wandlung« vollziehe und er allein die Macht hätte, den Sohn Gottes gewissermaßen in das Brot hineinzuzwingen, sondern er handelt im Namen der Gemeinde, die das eigentliche Subjekt des Geschehens ist: die Gemeinde feiert unter der Leitung des Priesters. Wird ihr der ordinierte Vorsteher verwehrt, so bleibt sie doch Gemeinde des Herrn, die in seinem Gedächtnis auch seine Gegenwart erfährt. Erfolgt das Gedächtnis in der Feier des Abendmahls, so darf sie gewiss sein, dass der Herr auch in dieser Feier

ihr gegenwärtig ist.

Heiligung der Gaben von Brot und Wein

Das Geschehen der Vergegenwärtigung des Herrn in den Zeichen von Brot und Wein wird in der abendländischen Theologie seit dem Mittelalter in den Deuteworten erblickt, die der »geweihte Priester« kraft seiner Weihevollmacht, seiner »potestas consecrandi« spricht. Diese Worte bewirken die Verwandlung von Brot und Wein in den Leib und das Blut des Herrn: »accedit verbum ad elementum, et fit sacramentum«« Der Priester ist gewissermaßen der große Zauberer, der kraft seiner Weihevollmacht dieses Geschehen durch das Aussprechen der »Konsekrationsworte« bewirkt. In der vorkonziliaren Liturgie mussten diese Worte auf Lateinisch gesprochen werden. Ich erinnere mich noch gut an einen Professor an der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom, der uns einschärfte, beim Kelchwort müsse beim Wort »hic« das »i« kurz gesprochen werden, dann heißt es »dies«, wird es lang gesprochen bedeute es »hier« und damit wäre die Konsekration ungültig. So manche Priester wurden geradezu Neurotiker und Skrupulanten aufgrund solcher Auffassungen. Nicht umsonst ist das Wort »Hokuspokus« eine Verballhornung des Deutewortes über das Brot. Vielen wird noch die Gestalt des »Schnapspriesters« bei Graham Greene in Erinnerung sein, der androht, durch das Sprechen der »Wandlungsworte« das gesamte Brot eines Bäckerladens zu »konsekrieren«. Der Pfarrer von Ars hatte eine »ähnliche Vorstellung von der »Macht« des »geweihten« Priesters; er wurde vom gegenwärtigen Papst wohlwollend zitiert!

Die Sicht der östlichen Theologie vermeidet diese Zentrierung auf den Priester als Vollmachtsträger, der gewissermaßen kraft seiner »Weihe« über die Gegenwärtigung des Herrn in den Zeichen von Brot und Wein verfügt. Sie sieht das wichtigste Element des Eucharistischen Hochgebetes in der sogenannten »Konsekrationsepiklese«, d. h. in der an Gott gerichteten Bitte, er möge seinen Geist auf die Gaben herabsenden, damit sie durch ihn geheiligt und so Leib und Blut Jesu Christi werden. So wie die Menschwerdung des Herrn dadurch bewirkt wurde, dass Maria von Gottes Geist erfüllt wurde, so wird die Gegenwärtigung des Herrn in Brot und Wein durch den Geist Gottes bewirkt, der auf die Gaben herabgerufen wird. Es steht also nicht das Tun des Priesters im Mittelpunkt, sondern das letztlich unverfügbare Wirken Gottes in seinem Geist. Die durch die Liturgieerneuerung eingeführten neuen Hochgebete weisen daher alle im Unterschied zum römischen Kanon eine explizite Konsekrationsepiklese auf. Die Betonung der Konsekrationsepiklese geht im »ältesten Hochgebet der ostsyrischen Liturgie, der Anaphora der Apostel Addai und Mari soweit, dass dieses ursprünglich gar keinen Einsetzungsbericht aufwies, er wurde erst spä-

ter eingefügt. Was nach dem westlichen Verständnis allein entscheidend und wesentlich ist, nämlich die Einsetzungsworte, war in dieser Tradition überhaupt nicht vorhanden, wesentlich war und ist das Gedächtnis von Tod und Auferstehung des Herrn, das in der Abendmahlsfeier zeichenhaft zusammengefasst ist und das der Herr den Seinen als Gedächtnis aufgetragen hat, sowie die an Gott gerichtete Bitte, sein Geist möge dieses Heilsgeschehen in der Mahlfeier der Gemeinde gegenwärtigen und verwirklichen.

In der frühen Kirche wurde nie die Frage gestellt, durch welche Worte des Eucharistischen Hochgebetes die Vergegenwärtigung des Herrn in den Zeichen von Brot und Wein erfolgt, sondern das gesamte Gebet wurde als das »Gebet der Danksagung und Heiligung« verstanden, in dessen Mitte das Gedächtnis des Abendmahls als zeichenhafter Zusammenfassung des gesamten in Jesus Christus gewirkten Heilsgeschehens steht. In der Allgemeinen Einführung zur erneuerten Eucharistiefeier heißt es in den Ausführungen über das Eucharistische Hochgebet: »Im Eucharistischen Hochgebet, dem Gebet der Danksagung und Heiligung erreicht die ganze Feier ihre Mitte und ihren Höhepunkt. Der Priester lädt die Gemeinde ein, in Gebet und Danksagung die Herzen zum Herrn zu erheben; so nimmt er alle Versammelten in jenes Gebet hinein, das er im Namen aller durch Jesus Christus an Gott den Vater richtet. Sinn dieses Gebetes ist es, die ganze Gemeinde der Gläubigen im Lobpreis der Machterweise Gottes und in der Darbringung des Opfers mit Christus zu vereinen« (Art. 54). Im folgenden Artikel werden die wichtigen Elemente des eucharistischen Hochgebetes aufgezählt. Bei der Nennung des Einsetzungsberichtes musste auf Verlangen der Glaubenskongregation das Wort »Konsekration« hinzugefügt werden, entsprechend der vorkonziliaren Engführung in der abendländischen Theologie.

Dass der Gedächtnischarakter entscheidend für das Verständnis der Eucharistiefeier ist, zeigt der Zusammenhang mit dem jüdischen Pesahmahl. Beim Pesahmahl, in dessen Rahmen ja nach den Synoptikern die Deuteworte des Herrn stehen, bewirkt das Gedächtnis der Befreiung des Volkes Israel aus Ägypten die Gegenwärtigung dieses Geschehens für die feiernde Gemeinde, wie es die Haggadah der Pesachfeier zum Ausdruck bringen: »Nicht unsere Vorfahren allein hat der Heilige, gepriesen sei er, erlöst, sondern mit ihnen hat er auch uns erlöst, wie es heißt: uns hat er von dort hinweggeführt, um uns hierher zu bringen und uns das Land zu geben, welches er unseren Vätern zugeschworen hat«.

Wenn Jesus den Seinen aufträgt: »Tut dies zu meinem Gedächtnis«, so zeigen diese Worte an, dass an die Stelle des Gedächtnisses der Befreiung aus Ägyp-

ten durch das Essen des Pesahlammes nun das Gedächtnis der durch Jesus Christus gewirkten endgültigen Erlösung aus der Macht des Bösen durch das Essen des wahren Pesahlammes Jesus Christus: »Nehmt hin und esset alle davon, das ist mein Leib; nehmt hin und trinket alle daraus, das ist der Kelch meines Blutes«. Da entsprechend den Formulierungen der Eucharistischen Hochgebete in der »Wir- Form« die gesamte versammelte Gemeinde das Gedächtnis des Herrn begeht und den Vater bitten, seinen Geist herabzusenden, damit die Zeichen von Brot und Wein zum Leib und Blut Jesu Christi werden, bewirkt sie auch in ihrer Gesamtheit das Geschehen, entsprechend dem Wort des Herrn: »Wo zwei oder drei in meinem Namen, d. h. seiner gedenkend, versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen«. Wo immer also eine Gemeinde sich versammelt, normalerweise unter der Leitung des ordinierten Vorstehers, um in der Feier des Mahles des Herrn zu gedenken, dort ist der Herr entsprechend seiner Zusage auch im Mahl in ihrer Mitte gegenwärtig. Entscheidend ist aber nicht der Vorsteher, der im Namen der Gemeinde handelt und spricht, sondern die Gemeinde. Wird ihr ein Vorsteher für diese Feier verwehrt, so ist ihr dennoch nicht die Gegenwart des Herrn in der Feier des Mahles verwehrt, wenn sie sein Gedächtnis begeht und den Vater bittet, er möge durch seinen Geist die Gaben heiligen.

Dr. Franz Nikolasch, em. Univ. Prof. für Liturgie an der Universität Salzburg

3x3 Leitlinien der Laieninitiative

Drei Grundsätze

- Kirche verkündigt nicht sich, sondern das Evangelium. Für die zentralistische Praxis der römischen Kirche stehen immer noch Hierarchie, Klerus und das Image der Institution im Vordergrund. Das Evangelium setzt andere Prioritäten: Der Mensch, auch der gescheiterte, ist wichtiger als die »heilige« Kirche.

- Die Eucharistiefeier in der Gemeinde ist Mittelpunkt der Kirche. »Alle, die durch Glauben und Taufe Kinder Gottes geworden sind«, sollen sich versammeln, »und das Herrenmahl genießen« (Liturgiekonstitution 10). Gegen jede Beeinträchtigung von Gemeindebildung und regelmäßiger Eucharistiefeier muss Widerstand geleistet werden.

- Die Kirche kennt keine Zweiklassengesellschaft. Alle Getauften in der Kirche, Frauen wie Männer, haben ein Recht darauf, bei kirchlichen Entscheidungen mitzuwirken. Nur Kompetenz und Charisma sind maßgeblich für die Berufung in ein Amt. Entscheidungen über die Köpfe der Betroffenen hinweg dürfen nicht mehr anerkannt werden.

Drei dringende Maßnahmen gegen den Seelsorgenotstand

- Priesteramt und Ehe schließen einander nicht aus. Das ergibt sich eindeutig aus dem Evangelium. Die wegen einer Eheschließung aus dem Amt entfernten Priester müssen

eingeladen werden, ihr Priesteramt wieder auszuüben. Der Pflichtzölibat der Priester ist abzuschaffen.

- Bewährte Männer und Frauen sollen der Eucharistiefeier vorstehen. Die Bischöfe werden aufgefordert, geeignete Personen durch Weihe und Beauftragung zur Durchführung sakramentaler Handlungen zu ermächtigen.

- Die Weihe von Frauen zu Diakoninnen und zu Priesterinnen ist ein Erfordernis der vollen Gleichberechtigung von Männern und Frauen. Werden Berufungen von der Amtskirche weiterhin zurückgewiesen, dann hat sie Mitschuld am Notstand der Seelsorge.

Drei grundlegende Reformen gegen die Krise der Kirche

- Das Kirchenrecht bedarf einer grundlegenden Revision. In der heutigen Form widerspricht es sowohl der Botschaft des Evangeliums als auch den Menschenrechten. Verantwortungen und Verfahren müssen den Standards heutiger Rechtstaatlichkeit angeglichen werden.

- Eine Verfassung für die Kirche muss Maßstäbe setzen: Abkehr vom römischen Zentralismus zugunsten einer Subsidiarität, wie sie die katholische Soziallehre einmahnt, um den Bedürfnissen der Ortskirchen zu entsprechen; Aufwertung beratender kollegialer und synodaler Gremien zu Instanzen mit Entscheidungsrecht auf allen Ebenen der Kirche.

- Eine neue Basis für die Finanzierung der Kirche: Das derzeitige österreichische System, ein Erbe des Nationalsozialismus, ist nicht transparent und entzieht sich weitgehend der Mitbestimmung derer, die den Kirchenbeitrag zahlen. Es ist zudem der Anlass für viele Kirchenaustritte, obwohl die Mitgliedschaft der Getauften nicht von Zahlungen abhängen darf.

Hoher Einsatz

Klaus Nientiedt

24.01.2012 Die katholische Kirche bewegt sich in diesen Tagen auf ein Datum zu, das – je nach dem, wie es ausfällt – ein historisches Datum werden könnte. In Rom tritt in dieser Woche die Vollversammlung der vatikanischen Glaubenskongregation zusammen. Dabei könnte es – muss aber nicht – zur Entscheidung kommen, ob die traditionalistische Priesterbruderschaft St. Pius X. und die Glaubenskongregation sich auf ein Miteinander einigen.

Nach Gesprächen, an denen unter anderem der künftige Kardinal Karl Josef Becker, ein deutscher Jesuit, teilgenommen hat, übersandte der Vatikan den Lefèbvre-Anhängern ein Protokoll, zu dem die Piusbruderschaft sich verhalten muss. Die »Piusbrüder«, wie sie journalistisch verkürzend genannt werden, haben sich unterdessen in zwei Schreiben geäußert. Weder das Protokoll noch die beiden Antworten sind bisher bekannt geworden. Beide Seiten »spielen« mit hohem Einsatz: Der Vatikan hat erhebliche Vorleistungen erbracht. Nicht nur, dass er die tridentinische Liturgie wieder zugelassen hat, und zwar als außerordentlichen Ritus. Sondern er hob auch die Exkommunikation für die vier 1988 illegalerweise von Marcel Lefèbvre geweihten Traditionalistenbischöfe auf (dass einer dieser vier als Holocaustleugner von sich reden machte, verlieh diesem Vorgang noch zusätzliche Brisanz). Von nennenswerten Vorleistungen der Lefèbvre-Anhänger ist nichts bekannt. Die Glaubenskongregation muss schon aus eigenem Inte-

resse heraus alles vermeiden, was den Eindruck erwecken könnte, sie verhandele über Beschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils. Aufgrund des Stellenwertes eines Konzils hätte sie dazu gar keine Berechtigung. Gerade bei seinem jüngsten Deutschlandbesuch hat sich der Papst gleich mehrfach festgelegt, indem er betonte, der Glaube eigne sich nicht zum Taktieren. Sollte es zu einer Einigung kommen, muss die Priesterbruderschaft damit rechnen, dass sie sich spaltet: Dass alle Mitglieder und Anhänger den Weg zurück in die katholische Kirche antreten, ist nicht zu erwarten. Wenn es also überhaupt zu einer Einigung kommen sollte, wäre das traditionalistische Schisma allenfalls verkleinert, nicht beseitigt..

FRECKENHORSTER KREIS MISEREOR

Liebe Mitglieder, liebe Spenderinnen und Spender des Freckenhorster Kreises,

Marta kam in den letzten beiden Jahren ihres Lebens regelmäßig in die Anlaufstelle des Straßenkinderprojekts »ruas e Praças« im Stadtteil Santo Amaro von Recife. Sie starb mit 21 Jahren, ausgezehrt und krank von schlechter Ernährung, Drogenkonsum und sexuellem Missbrauch während ihres jahrelangen Lebens auf der Straße. Sie ist sicher ein Extremfall, aber bei weitem kein Einzelschicksal unter den Straßenkindern Brasiliens. Marta kam erst in Kontakt mit einem Straßenkinderprojekt, als es schon zu spät war. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von »Ruas e Praças« konnten sie nur noch begleiten, ihr Leben etwas erträglicher machen. Auch die »Gemeinschaft der Kleinen Propheten« (CPP), das älteste Straßenkinderprojekt in Recife, weiß von solch tragischen Schicksalen zu berichten. Aber es gibt auch viele Kinder und Jugendliche, die von Projekten wie CPP und »Ruas e Pracas« aufgefangen worden sind und sich mithilfe der dortigen Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter eine tragfähige Lebensperspektive erarbeiten konnten. Dabei entwickeln Letztere immer wieder neue Ideen, um Straßenkinder zu stabilisieren und ihnen Wege aus ihrem Elend zu ebnen. Davon zeugt auch der jüngste Bericht von Demetrius Demetrio, dem Gründer und Leiter der »Gemeinschaft der Kleinen Propheten«. Möglich ist diese Arbeit nach wie vor nur durch die treue Unterstützung vieler Spenderinnen und Spender des Freckenhorster Kreises und seines Umfelds. Ihnen allen möchten wir bei MISEREOR dafür ein ganz herzliches Dankeschön sagen.

Mit herzlichen Grüßen und guten Wünschen für eine besinnliche Adventszeit Partnerschaften und Spenderkontakte

Johannes Schaaf

Die hängenden Gärten der Straßenkindergemeinschaft

Jutta Bangel

Im Straßenkinderzentrum der »Gemeinschaft der Kleinen Propheten« (Comunidade dos Pequenos Profetas-CPP) in Recife ist es ungewöhnlich ruhig an diesem Sonntagmorgen Anfang Mai 2011. Eine gute Gelegenheit für den Leiter des Zentrums, Demetrius Demetrio, dem Jahresbericht an MISEREOR einen persönlichen Brief beizufügen. Darin schildert er eine kleine Erfolgsgeschichte aus der Arbeit der CPP, die jenseits aller nüchternen Statistiken über die Zahl der betreuten Straßenkinder und der absolvierten

Beratungen und Hausbesuche aufzeigt, wie mit ein wenig Kreativität scheinbar nutzlose Alltagsgegenstände in wertvolle Instrumente der Sozialarbeit verwandelt werden können: »Meine neue Leidenschaft ist die Herstellung von hängenden Gärten (hortas verticais)«, schreibt Demetrius. »Das sind leere Plastikflaschen, die unterhalb des Halses seitlich aufgeschnitten, mit Blumenerde gefüllt und an Drähten an der Wand befestigt werden und so hervorragende Beete für alle Art von Gemüsepflanzen abgeben.«

Ausgangspunkt für diese Idee war der Wunsch, »den sozial entwurzelten Straßenkindern etwas an die Hand zu geben, das ihre effektive Seite wiederbelebt und zugleich einen hohen Nutzwert hat. Mit einer kleinen Gruppe von Kindern habe ich das Experiment begonnen und leere Zweiliterflaschen aus Abfalltonnen und dem Rio Capibaribe gefischt und sie mit Gemüsesamen bepflanzt. Daraus ist inzwischen eine ansehnliche Sammlung geworden mit über 1.200 Plastikflaschen, in denen jetzt grüne, rote und gelbe Paprika, Tomaten, Rauke, Zwiebeln, Rote Beete und grüner Salat wachsen.«

Eine Gedankenspielerei generiert Vitamine für 240 Familien

Wer immer von den betreuten Kindern und Jugendlichen im Straßenkinderzentrum der Kleinen Propheten bei der Wiedereingliederung in die Familie Interesse an diesem Projekt zeigt und sich verpflichtet, die Pflege der »hängenden Gärten« zu übernehmen, bekommt ein paar aufgeschnittene Flaschen, Blumenerde und Samen in die Hände gedrückt. »Wir haben genügend Beete für 240 Familien, und es sollen noch viele, viele mehr werden«, freut sich Demetrius. »Wer hätte gedacht, dass aus einer Gedankenspielerei eine derartig erfolgreiche Lektion in Umweltschutz und gesunder Ernährung wird. Bei vielen Kindern haben die *hortas verticais* tatsächlich den erhofften Nebeneffekt gezeigt und lang verschüttete Gefühle von Zuneigung und pflegerischer Sorgfalt wiederbelebt.«

Kleine Aktionen mit großer Wirkung

»Es sind diese kleinen Aktionen mit ihrer verblüffenden Wirkung, die uns immer wieder berühren. Sie zeigen uns, dass es oft nur weniger Mittel bedarf, um die sozialen Züge und die Lebensfreude unserer Zöglinge zu wecken, die durch Armut, Drogenkonsum und den harten Überlebenskampf auf der Straße abgestumpft waren«, schreibt Demetrius abschließend in seinem Brief an MISEREOR, »und man möchte hinzufügen: Es wäre schön, wenn sich solche Erfolge auch in anderen Arbeitsbereichen der Straßenkindergemeinschaft mit derartig einfachen Mitteln erzielen ließen, etwa im pädagogischen Bereich. Hier ist es zwar in den letzten Jahren gelungen, schulpflichtige Kinder, die längere Zeit in der CPP betreut wurden, entweder in öffentlichen Schulen oder in den *Telesalas* der CPP unterzubringen. Letztere sind vom Schulamt in Recife unterstützte Kurse, in denen die Kinder ihre Grundschulbildung nachholen können. Doch nur 39 Prozent der Kinder hielten durch und besuchten den Unterricht regelmäßig. Alle anderen brachen ab, bei vielen von ihnen hat der anhaltende Konsum von Schusterleim und Crack die Lern- und Konzentrationsfähigkeit bereits nachhaltig beeinträchtigt. Sie nehmen stattdessen an den eher spielerischen Aktivitäten der CPP teil, wie etwa den Perkussionskursen oder dem Straßenfußball.«

Großer Aufwand mit kleinen Erfolgen

Bei schwer drogenabhängigen Kindern sei es bei großen pädagogischen Anstrengungen oft schon ein Erfolg, wenn sie sich überhaupt einigermaßen regelmäßig im Straßenkinderzentrum blicken ließen, meint ein Sozialarbeiter der CPP. Und sei es auch nur zur medizinischen Versorgung, um sich ein warmes Essen abzuholen oder um Unterstützung bei der Beschaffung von notwendigen Dokumenten oder beim Gang zum Jugend- oder Sozialamt zu erbitten. »Mit ihrer Kontaktaufnahme signalisieren uns die

Jugendlichen, dass sie Hilfe wollen«, erklärt Luis Carlos, Psychologe bei der CPP, »auch wenn viele von ihnen manchmal erst Monate später wirklich in der Lage sind, sich auf unsere Angebote einzulassen und kontinuierlich an sich selbst zu arbeiten«.

Reintegration in Familien

Mit finanzieller Unterstützung von MISEREOR hat die »Gemeinschaft der Kleinen Propheten« im letzten Jahr rund 360 Kinder und Jugendliche im Alter von sieben bis 21 Jahren intensiv betreut – die meisten von ihnen ohne oder mit nur noch schwacher Familienanbindung. Dabei gelang es, etwa 40 Prozent dieser Kinder und Jugendlichen in ihre Familien zu reintegrieren und die Eltern oder Verwandten bei der notwendigen Fürsorge für ihre wiedergewonnenen Kinder durch regelmäßige Hausbesuche zu begleiten.

Vermittlung in Arbeitsverhältnisse

Etwa zehn Prozent der betreuten Jugendlichen konnten im letzten Jahr sogar in Arbeitsverhältnisse vermittelt werden, als Ladenhilfe, Boten oder andere Hilfskräfte. Für weitere 10 Prozent konnten laut CPP-Jahresstatistik Praktikumsplätze beschafft werden. All dies durchaus beachtliche Zahlen, wenn man das soziale Milieu der Kinder bedenkt, die allesamt aus den elendsten Wohnvierteln von Recife stammen – aus Santo Antonio, Coelhos, aus SaöJose oder der Favela dos Ratos (Rattenslum).

Elende Wohnverhältnisse als Quelle von Gewalt

Wie miserabel der Sozial- und Gesundheitsstandard dieser Wohnviertel ist, zeigen allein schon folgende Indikatoren: Die Kindersterblichkeit beträgt bis zu 62 Prozent in den ersten fünf Lebensjahren; die Analphabetenrate erreicht fast 20 Prozent bei den Zehn- bis 17-Jährigen; mehr als ein Viertel der dort lebenden Familien verfügen weder über fließendes Wasser noch über eine Abwasserentsorgung. »In diesen Wohngegenden gehören Alkoholmissbrauch, Drogenkonsum und körperliche wie sexuelle Gewalt in den Familien zum Alltag«, berichtet Sozialarbeiterin Sandra Quadros. »Gut 14 Prozent der jungen Mädchen bekommen ihr erstes Kind im Alter zwischen 15 und 16 Jahren, mit häufig unbekanntem Vater.«

In vielen kleinen Schritten gegen Ignoranz

Vor diesem sozialen Hintergrund aus Elend, Repression und Drogenkonsum mag die Arbeit der Straßenkindergemeinschaft wie ein »Tropfen auf den heißen Stein« erscheinen. Und doch bekommt angesichts ihrer ernüchternden Lebensverhältnisse die Tatsache, dass bei rund 80 Prozent der von der CPP begleiteten Kinder und Jugendlichen die Alphabetisierung gelungen und der Drogenkonsum beträchtlich zurückgegangen ist, eine besondere Bedeutung. Auch dass sich von Jahr zu Jahr immer mehr Schützlinge der CPP trauen, den erlittenen sexuellen Missbrauch, die körperliche Gewalt und pädophile Übergriffe bei der Polizei anzuzeigen, ist als Erfolg der psychosozialen Arbeit des Straßenkinderzentrums zu werten. Denn jede der im letzten Jahr erstatteten 114 Anzeigen und die ihnen vorausgegangene Aufklärung der betroffenen Kinder über ihre Rechte ist ein Schlag gegen die Ignoranz der Behörden gegenüber der brutalen Lebenswirklichkeit, der die Straßenkinder in Brasilien tagtäglich ausgeliefert sind. Und für die Kinder und Jugendlichen selbst ist es ein wichtiger Schritt heraus aus der duldsamen Opferrolle hin zu einem neuen Selbstverständnis: Sie betrachten Gewalt nicht mehr als quasi naturgegebenen Teil des eigenen Lebens, sondern erkennen sie mehr und mehr als ein strukturelles Problem der brasilianischen Gesellschaft, das auf verschiedene Art bekämpft werden kann.

MISEREOR/Projektpartnerschaft, Mozartstr. 9, 52064 Aachen; Tel.: 0241/442 125, pps@misereor.de.

Kurzer Rechenschaftsbericht über die Finanzen des FK

Das Beitragskonto 3799700 weist Ende 2011 ein Polster aus den vergangenen Jahren von 6.790 Euro auf. Der Überschuss des letzten Jahres liegt bei etwa 700 Euro; denn es müssen noch Rechnungen von ca. 1.000 Euro beglichen werden, die bis zum Jahresende nicht eingegangen waren. Als Fazit ergibt sich, dass unsere Beiträge zur Finanzierung der Tagungen und Informationen noch ausreichen.

Es sei allerdings angemerkt: Durch vergessliche“ Beitragszahler gehen dem FK jährlich etwa 1.500 Euro verloren.

An Spenden wurden weitergeleitet:

Vom Konto **3799701**:

10.500 Euro an die Escola Familia,
2.000 Euro an Bischof Kräutler,
1.000 Euro an die Escola da Pandorga ,
3.200 Euro an andere Projekte (Zisternenbau, Landpastoral, Frauenhilfe),

vom Konto **3799702**:

27.000 Euro an Amparo Maternal,

vom Konto **3799705**:

20.000 Euro an CPP/Demetrius.

Die Gesamtsumme von 63.700 Euro fällt geringer aus als in den vergangenen Jahren. Dadurch dass es gelungen ist, das Kindermissionswerk Aachen für unsere Projekte zu gewinnen, erhöhen sich jedoch die Summen für Amparo, Landwirtschaftsschule und Pandorga um 15%. Für alle Spendenkonten gilt, dass die eingehenden Gelder ohne Abzug den Projekten zugute kommen.

Die Konten wurden am 2. Febr.2012 intern von Ursula Galla und Peter Möller geprüft. Beanstandungen haben sich nicht ergeben.

Ludwig Wilmes

Ein Briefwechsel zwischen Erika Becker und Heide Kirst, Leiterin der Pandorga

Liebe Heide,

heute habe ich mit Reinhold Waltermann verabredet, dass der Freckenhorster Kreis l.000 Euro für die Pandorga an Missio Kinderhilfe überweist, weil dieser Weg einfacher für uns ist, als eine Überweisung zu schicken. Johannes und ich wünschen alles Gute für die Pandorga und Dir eine erfüllte adventliche Zeit und ein gesegnetes und frohes Weihnachtsfest!

Mit lieben Grüßen

Erika

Liebe Erika!

Wie hab' ich mich gefreut, als Deine Mail kam, und hab sie doch nicht beantwortet bis heute. Unsere Familien haben mehr und mehr Probleme, weil die Kinder, die mal klein waren, heute erwachsen sind, und die Hoffnung, dass sie eines Tages gesund werden, schwindet mehr und mehr! Wie soll ich den Familien sagen, dass ihre Kinder nie »normal« sein werden, hauptsächlich unsere hier, die nicht sprechen und - zum Teil, als Erwachsene noch Windeln tragen. Denen es mit der Zeit besser geht, kommen in Institutionen, die die leichteren Fälle aufnehmen. Wir sind die einzige Institution, die wirklich nur noch schwere Fälle hat und davon 40! Es ist eine so große Verantwortung, aber Gott schenkt mir noch jeden Tag viel Kraft, und ich mache meine Arbeit mit großer Freude. Ich sende Dir und Herrn Waltermann einen Kalender und danke Euch allen, die Ihr zum Freckenhorster Kreis gehört, dass Ihr die Pandorga nicht vergeßt. Erika, wie geht es Dir und Johannes? Ich denke immer noch an den Abend in der Kirche vom Politischen Nachtgebet. Das war einer meiner Höhepunkte der Reise.

Ich umarme Dich und Johannes ganz herzlich!

Deine Heide

5.Dezember 2011

Ein Haus für schwangere Jugendliche

Bericht des Amparo Maternal vom 11.1.2012

Hans-Ulrich Völger

Schwester Enir, die zurzeit als Generaloberin von Brüssel aus ihren Orden leitet, veranlasste, dass uns dieser Bericht zugeschickt wurde. Er handelt von dem an das Amparo angeschlossenen Wohnheim, das vor allem für Mädchen, die schwanger sind oder entbunden haben, bestimmt ist und den Namen »Alojamento Irmä Leoni« trägt. Im Jahr 2011 wurden 61 jugendliche Schwangere betreut. Für die gesundheitliche Vorsorge und Behandlung der Bewohnerinnen ist die Mütterklinik, das Amparo Maternal, zuständig. In komplizierteren Fällen nimmt man allerdings die Hilfe spezialisierter Einrichtungen zu Hilfe: Risikoschwangerschaften werden an die Pränatal-Abteilung der Staatsuniversität von Säo Paulo (im Jahr 2011 waren dies 15% der Betreuten), Schwangere mit übertragbaren Infektionskrankheiten zur Ambulanz des Hospitals Säo Paulo überwiesen. Bewohnerinnen mit psychischen Störungen erhalten ihre Therapie durch das CAPS (Zentrum für psychosoziale Behandlung), Drogenabhängige werden von POAD CAPS betreut.

Man sorgt im Haus auch dafür, dass die Schwangeren bei den entsprechenden Behörden Anträge stellen, um Sozialfürsorgeleistungen zu erhalten. Ferner begleiten Sozialarbeiterinnen die Mädchen bei Verfahren vor Gericht oder dergleichen, klären sie über die Vorgänge auf und erstellen auch für die Gerichte Gutachten. Gegenüber der rasanten Dynamik der brasilianischen Wirtschaft und der deutlich größer gewordenen staatlichen Programme, die Sozialleistungen für arme Familien zur Verfügung stellen (z.B. die Bolsa familia), fehlen im Sozialbereich an den Stellen Betreuungseinrichtungen, wo sie dringend nötig wären, nämlich für die Personen, die kein familiäres Netz auffängt.

Der Bericht betont, dass sich gegenüber früheren Jahrzehnten das Erscheinungsbild der Klientinnen grundlegend geändert habe: Es werde ein neues Sozialszenario sichtbar. Waren die Frauen früher Opfer der Diskriminierung, weil sie schwanger und ledig waren, befinden sie sich heute in vielfältigen Situationen von Gewalt, Ausgeliefertsein, sozialer und persönlicher Gefahr. Die Fälle werden immer komplexer und fordern immer mehr Fachkompetenz seitens des Personals. Ein Fall muss häufig gleichzeitig wegen verschiedener Problematiken behandelt werden: Drogenabhängigkeit, psychische Störungen, Fehlen des primären Netzes (der Familie), sexuelle Gewalt und die Folgen eines Lebens auf der Straße. Es kommen Migrantinnen aus anderen Bundesstaaten und schließlich aus dem Ausland. In diesen Fällen erfordert die Beherbergung und Behandlung größere Aufwendungen. Auch muss bei der Entlassung ohne die Hilfe der Familie die Wiedereingliederung zustande gebracht werden. 75% der Betreuten haben auf der Straße gewohnt. Von diesen sind 80% drogenabhängig.

Damit ist die Zahl der Drogenabhängigen unter den Betreuten vorherrschend. Die Mädchen gelangen auf die Straße, weil sie als Kinder und Jugendliche Opfer von häuslicher Gewalt und anderen Beeinträchtigungen wurden. Dort lernten sie Drogen zu nehmen, sich zu prostituieren, gegen die Gesetze zu verstoßen, und schließlich wurden sie schwanger. Auf der Straße knüpften sie aber auch ein neues soziales Netz und gingen affektive Beziehungen in der Weise ein, wie es dort möglich war. Um diese Personen betreuen zu können, waren Umstrukturierungen nötig. Mit ihnen zu arbeiten ist eine tägliche große Herausforderung. Denn jeden Tag tauchen neue Sorten von Drogen auf, die neue Verhaltensweisen und Reaktionen hervorrufen. Auch ist die Anzahl der Schwangeren mit psychischen Störungen stark angewachsen.

Dabei ist das Gesundheitswesen im Bereich der Psychotherapie noch im Aufbau und

der Nachfrage nicht gewachsen. Auch haben die Familien – wenn sie denn vorhanden sind – große Schwierigkeiten, diese Mädchen aufzunehmen. Waren früher die Beschäftigungsangebote, die das Haus den Betreuten machen konnte, reichhaltig, so sind sie jetzt – angesichts des neuen Profils der Klientinnen – knapp. Noch schwieriger ist es bei der sozialen und familiären Wiedereingliederung. Um die Gelegenheit dazu zu erhöhen, bietet das Haus verschiedene Lehrgänge, Aktivitäten und Gruppen an, die den Mädchen helfen sollen zu lernen, nachzudenken und den Verstand kritisch zu gebrauchen. Zum Schluss zählt der Bericht diese Lehrgänge, Kurse und Veranstaltungen auf.

Dabei wird betont, dass bei allen diesen Maßnahmen die individuelle Entwicklung der Bewohnerinnen im Vordergrund steht. Ein Kurs zur Persönlichkeitsbildung zielt darauf ab, das Selbstbewusstsein der Schwangeren und Mütter zurückzugewinnen und Voraussetzungen für ein Berufsleben zu legen. Der Kurs zur Versorgung der Neugeborenen lehrt die Basistechniken der Säuglingspflege. Der Nähkursus vermittelt Grundkenntnisse des Maschinennähens und Zuschneidens, sodass Handtaschen und Kleidungsstücke hergestellt werden können. Anspruchsvoller ist der Informatikkurs. Hier wird verdeutlicht, wie der Computer in Arbeitswelt und im täglichen Leben zum Einsatz kommt. Anhand von Microsoft Windows werden die grundlegenden Befehle und das Schreiben mit der Tastatur geübt. Im Alphabetisierungskurs treffen sich mehrheitlich sogenannte funktionale Analphabetinnen (Personen, die einmal zu lesen und zu schreiben im Ansatz gelernt, inzwischen aber wieder vergessen haben). Fälle mit besonderen Lernschwierigkeiten werden medizinisch und lernpsychologisch untersucht. In Verbindung mit der Nichtregierungsorganisation HABITARE wird mehrfach in der Woche einzeln und in Gruppen die Bindung zwischen Mutter und Kind gefördert. Zusammen mit der Universität von Säo Paulo werden die Schwangeren und Mütter über den Wert der Muttermilch und eine gesunde Ernährung im ersten Lebensjahr unterrichtet.

Ebenfalls in Partnerschaft mit der vorgeburtlichen Abteilung der Universität werden schwangere Drogenabhängige in wöchentlichen Zusammenkünften betreut. In Zusammenarbeit mit einer Einrichtung zur beruflichen Schulung (SENAC) werden punktuell Kurse angeboten. Eine ehrenamtlich tätige Psychologin schaut mit den Bewohnerinnen Filme an, um im Anschluss daran mit ihnen in vertiefende Gespräche zu gelangen. Eine andere Gesprächsrunde zielt auf soziale Verantwortung ab. Hier wird über Bindungen und Regeln des sozialen Lebens gesprochen. Wie schon erwähnt wurde, wird im Haus auf Qualifizierung und Fortbildung des Betreuerteams großer Wert gelegt. Auch fordert dies ein Abkommen, das zwischen der Präfektur der Stadt Säo Paulo und dem Haus am 11. Juli 2011 unterzeichnet wurde. Demgemäß wurde das Team neu zusammengestellt, wobei die Arbeit aber nicht unterbrochen wurde.

Bischöfe zu seriösem Dialog »selbstverständlich bereit«

ORF-Landesstudio Oberösterreich

Der Linzer Diözesanbischof Ludwig Schwarz hat in der aktuellen »Ungehorsams-Debatte« darauf hingewiesen, dass die Bischöfe zu einem »seriösen Dialog« im Sinne der Suche nach gemeinsamen Antworten auf anstehende Fragestellungen in der Kirche »selbstverständlich bereit« seien. In einer »Kathpress« vorliegenden Stellungnahme des Bischofs gegenüber dem ORF-Landesstudio Oberösterreich betont Schwarz, dass die von der Pfarrer-Initiative angesprochenen Themen ernsthaft in die Entscheidungen von kirchlichen Verantwortungsträgern, insbesondere im Rahmen der Bischofskonferenz, mit einzubeziehen seien. Man habe sich auch mit den Anliegen der Pfarrer-Initiative wiederholt bereits befasst, und zwar »sowohl in Österreich wie auch im Gespräch mit leitenden Organen der Weltkirche«, erinnert der Linzer Bischof. Gleichzeitig spricht sich Schwarz gegen einen Alleingang einer Ortskirche oder von einzelnen ihrer Gemeinschaften aus. Ein solcher Alleingang wäre »weder theologisch noch pastoral zu verantworten«, heißt es in der Stellungnahme des Bischofs. Der »Ruf zur Einheit der Kirche« stelle ein »unaufgebbares Merkmal in Jesu Sendungsauftrag« dar.

In der Nachfolge Jesu Christi
kann der Mensch in der Welt von heute
wahrhaft menschlich leben,
handeln, leiden und sterben;

in Glück und Unglück,
Leben und Tod,
gehalten von Gott und hilfreich den Menschen.

Hans Küng, Christsein, S. 594

Freckenhorster Kreis

FK-Büro:

Freckenhorster Kreis
c/o: Ludger Funke
Friedhofsallee 100 A
47198 Duisburg
Tel.: 02066/33260
Fax: 02066/415801
E-Mail: fk-buero@gmx.de
Internet: www.freckenhorster-kreis.de

Redaktion:

Angelika Wilmes,
Albachtener Str. 101e
48163 Münster
Telefon: 02536/1408
E-Mail: wilmes-fk@t-online.de

Unsere Konten:

Darlehnskasse Münster (DKM)
BLZ: 400 602 65

Verantwortlich: Ludwig Wilmes (Adresse: s. Redaktion)

Brasilienkonto: 3799701
Amparo maternal: 3799702
Ukrainekonto: 3799703
Demetrius (CPP): 3799705

Beitragskonto: 3799700
Mitglieder (M) 35 Euro,
Interessenten (I) 7,50 Euro